FRÖSI

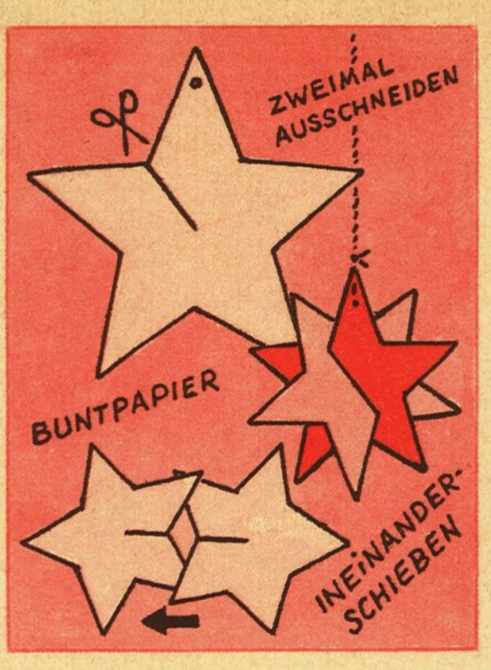
12/80

PIONIERMAGAZIN FÜR MÄDCHEN UND JUNGEN
DER DDR / PREIS 0.70 M

Index: 31 743

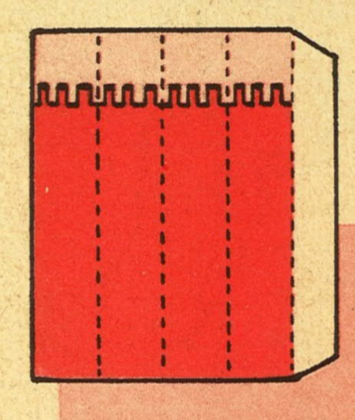
Klemke 80

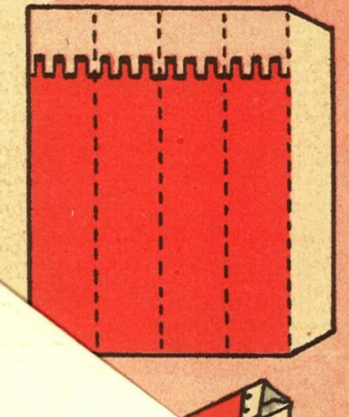


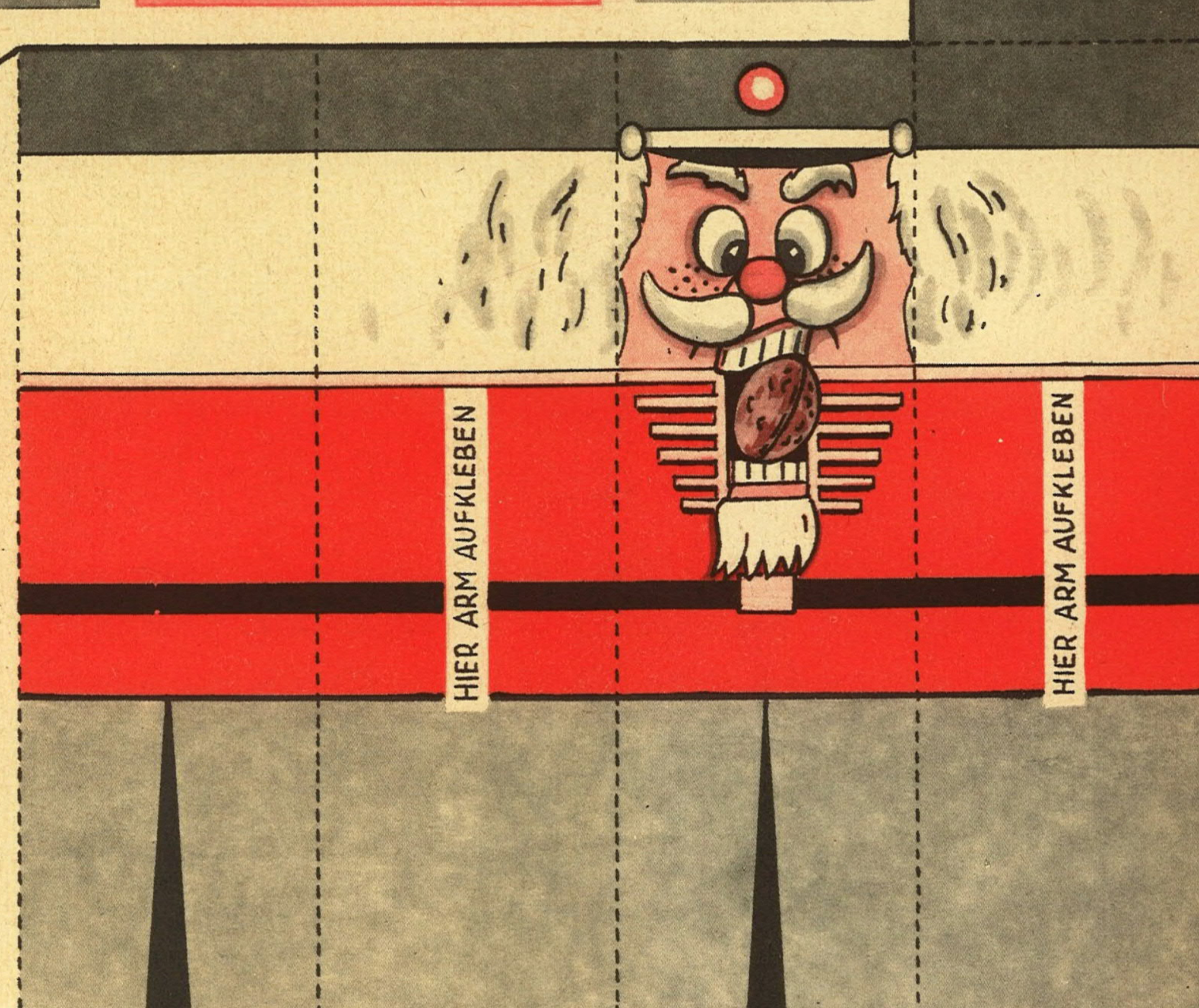








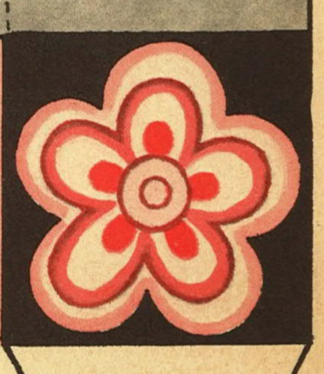




SCHACHTEL-KNACKER

…der Schnittzeichnung auf Zeichenkarton. Preßt die Klebearbeit, … Nach dem Trocknen ritzt die Einzelteile an den gestrichelten … und klebt die Arme an den dafür vorgesehenen Stellen … hübsche Verpackung für die verschiedensten klei-

Nach einer Idee von Joachim Riedel



FRÖSI 12/80

PIONIERMAGAZIN FRÖHLICH SEIN UND SINGEN



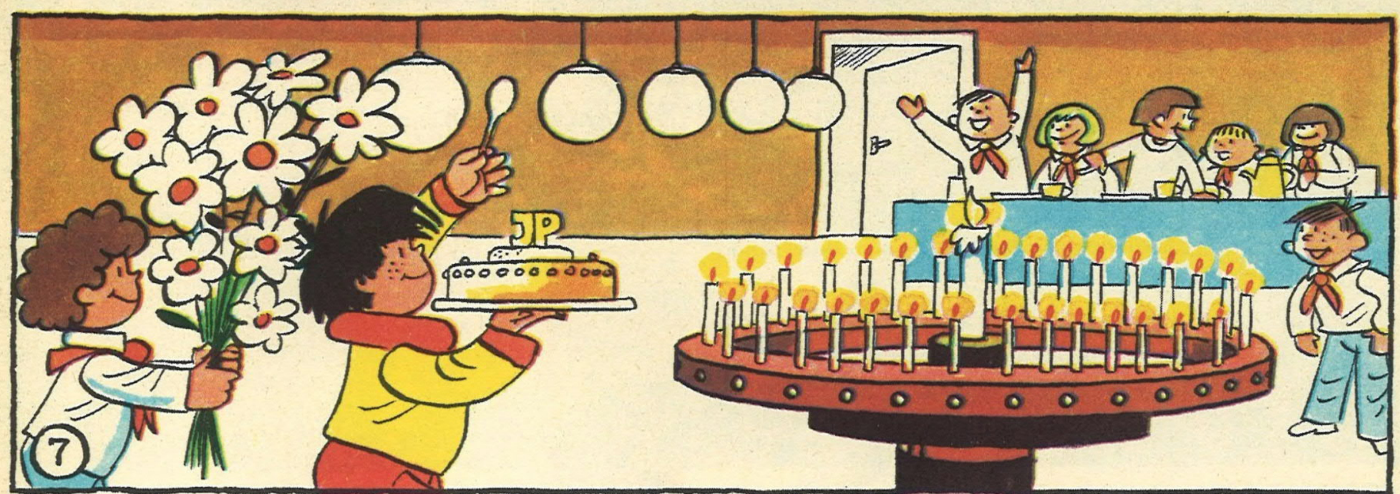












Zeichnungen: Richard Hambach

RIESEN-RÄTSEL-RATE-TEST

Chefkonditor Tüte hat eine kleine Torte für ein großes Ereignis gebacken, aber für welches? Seht euch die Bildgeschichte noch einmal genau an und sucht in der nebenstehenden Zeittafel das entsprechende Ereignis heraus. Merkt euch den Buchstaben, der davor steht. Jetzt wird das Puzzle ausgeschnitten und der Zeittafelbuchstabe beim Fragezeichen eingesetzt. Löst das Bilderrätsel und schickt das gesuchte Wort auf eine Postkarte geschrieben an Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37, Kennwort: Riesenrätsel Nr. 4. Einsendeschluß ist der 31. Januar 1981.

Das zusammengepuzzelte Bilderrätsel wird, wie auch schon die vorangegangenen, auf das Poster von „Frösi" 9/80 an die Stelle geklebt, wo ihr den Zeittafelbuchstaben findet.

Zeittafel 1978

A 2. 4. VIII. Kunstausstellung der DDR in Dresden beendet. Insgesamt 1,2 Millionen Besucher

B 27. 7. bis 30. 7. III. Wehrspartakiade der GST in Halle

C 29. 9. bis 15. 10. XXII. Berliner Festtage in der Hauptstadt der DDR

D 28. 10. freiwilliger Arbeitseinsatz zur Vorbereitung des 30. Jahrestages der DDR

E 13. 12. 30. Jahrestag der Pionierorganisation „Ernst Thälmann"

F 504 Buchtitel von DDR-Autoren erscheinen in einer Gesamtauflage von 12,1 Millionen Exemplaren

G 1,7 Millionen Werktätige verleben ihren Urlaub in FDGB-Erholungsheimen

H In der DDR finden 3 000 Volksfeste mit insgesamt 60 Millionen Besuchern statt

1 = J,

3 = G

S=J

Randstreifen abschneiden, Puzzle-Bilderrätsel ausschneiden!



Kommt der Winter übers Land...

GEDICHTE AUS DEM LITERATURWETTBEWERB DER PIONIERORGANISATION „ERNST THÄLMANN"

Der Hase

Ein Hase hoppelt durch den Schnee,
es tun ihm schon die Pfoten weh,
in seinem Bauch ist's hohl und leer,
drum fällt das Hoppeln ihm schon schwer.
Der Hase schaut sich müde um:
Da steht ein Schneemann, schief und krumm
und seine rote Nase
besieht sich unser Hase,
er blinzelt kurz und denkt: Aha,
die Nase ist zum Fressen da!

Sabine Seifert, Bad Freienwalde

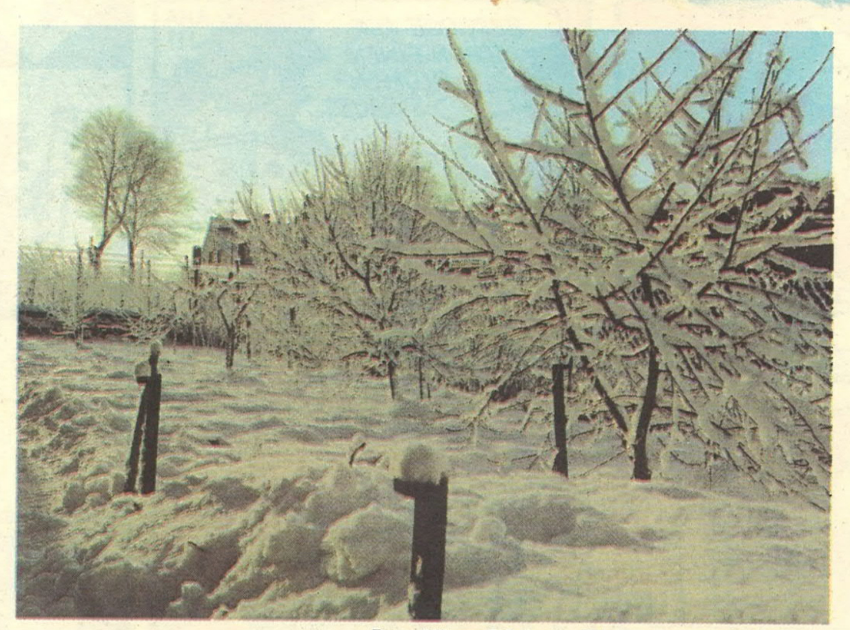


Foto: Hilmar Schubert Zeichnungen: Heidi Fritzsche

Der Baum hinterm Haus

Der Baum hinterm Haus,
der sieht gar traurig aus.
Er schämt sich und grämt sich,
denn fahl ist sein Gesicht.

Doch auf einem Zweig ganz oben,
sitzt ein Vogel und will die Sonne loben.
Leute gehn vorbei
und hören die kleine Zwitscherei.

Nun sieht der Baum
hinterm Haus
nicht mehr
so traurig aus!

Dietmar Vahl, Burgstädt

Der Schneemann fährt Schlitten

Schneemann steht am Hange,
ist mehr grau als weiß,
fühlt sich aber prächtig
und so hart wie Eis.

Sieht wie Kinder rodeln,
denkt, das kann er auch.
Wälzt sich auf den Schlitten,
reckt den dicken Bauch.
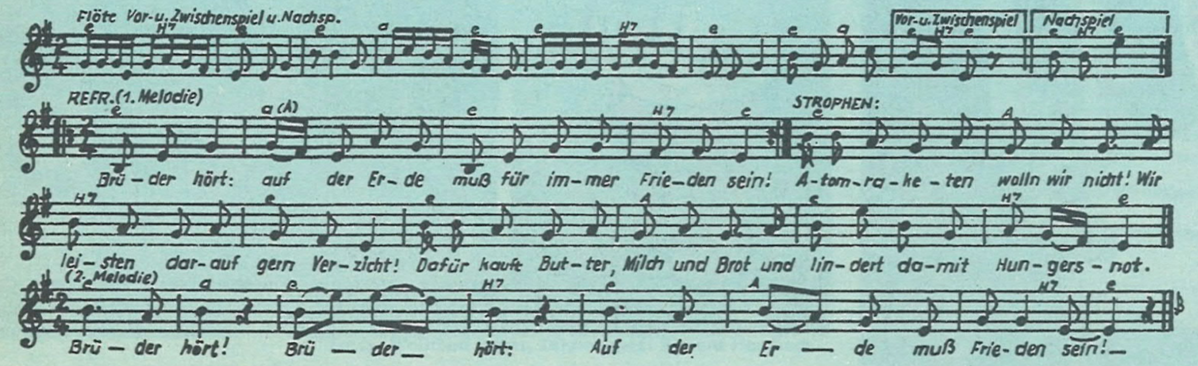
Hui! Er saust zu Tale
voller Übermut. –
Als er unten ankommt,
ist er Schnee mit Hut.

Anke Zschipke, Geising

„Als ich mit dem Raumschiff um die Erde flog, sah ich, wie herrlich unser blauer Planet ist. Laßt uns dieses Schöne bewahren, mehren und nicht vernichten."

JURI GAGARIN

Frieden muß sein



2. Ein Leben hat ein jeder nur!
Erwacht und leistet diesen Schwur:
als Kostbarkeit es anzusehn,
es darf uns nicht in Rauch aufgehn!

Ablauf:

Vorspiel (+ Bongorhythmus)
Refrain (1. Melodie)

1. Strophe
Refrain (1. Melodie gesungen, dazu 2. Melodie Flöte)
Zwischenspiel (+ Bongos)
Refrain (2. Melodie)

2. Strophe
Refrain (1. und 2. Melodie zusammen)
Nachspiel

Melodie: jüdisches Volkslied Text: Lieselotte Luck

An alle großen und kleinen Sammelasse! Hier werden fleißige Schrott-Fahnder gesucht! Teilnahme garantiert einen Gewinn! Einzel- und Gruppensammler haben die gleiche



Ach du grüne Neune! Du bist ja ein ganz schöner Proppen. Aber so ein kräftiger Bursche kann auch mächtig was ranschleppen. Na, dann mach dich mal auf deine Sammelsocken und sei fleißig!





Tut mir leid, Tüte, aber es fehlen immer noch 200 Gramm.

6

Chance! Eine Riesen-FRÖSI-Aktion in Sachen Altmetall. Jeder macht mit! Jeder gewinnt! Wir rufen dich auf:

Gewicht



Nee, nee, Dicker. Für Carola würde es reichen, aber du mußt schon noch was drauflegen.

Das ist eine bodenlose Frechheit! Ich habe einen viel stärkeren Knochenbau als Carola. Aber mit mir kann man's ja machen.

3

4

Nun reichts aber. Und bevor ich diesen Berg auf die Waage schütte, kann ich getrost noch zwei Stück Erdbeertorte einpfeifen.

7

Carola hat gut lachen, denn ihre läppischen paar Kilogramm waren ruck, zuck zusammengesammelt. Und nun sitzt sie zwischen den vielen Preisen und strahlt wie ein Honigkuchenpferd! Tja, Leute, das könnt ihr alles gewinnen und noch viel mehr. Nur Carola nicht. Trotzdem mitmachen!

Hier die Aufgabe: In diesem Heft liegt ein Losbrief. Reißt ihn auf und tragt euer Gewicht ein. Nun wird gesammelt. Jeder, der mehr Kilogramm Altmetall abliefert als er selbst wiegt, läßt sein Sammelergebnis in der Aufkaufstelle bestätigen (auf dem Losbrief oben und unten), schnippelt das Los in der Mitte durch, klebt den unteren Teil auf eine Postkarte und schickt sie bis zum 31. Januar 1981 an die Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37, Kennwort: Sammel-As.

Auch zehn Flaschen oder Gläser pro Kilogramm Eigengewicht kommen in die Wertung.

Noch etwas ist wichtig: Übertragt eure Losnummer vom oberen auf den unteren Losabschnitt und hebt den oberen Teil gut auf. Jeder, der mitmacht, gewinnt garantiert einen Satz Haftetiketten mit „Frösi"-Figuren.

Wir danken dem Leiter der Aufkaufstelle für Altrohstoffe in 1034 Berlin, Colbestraße 26, Kollegen Dieter Lüdemann, für die freundliche Unterstützung.

Fotos: Waltraud Peters, Zeichnungen: Richard Hambach

Schneefußsohlen

****

BORIS KRAKOWSKI

Zeichnungen: Otto Sperling



Alles begann mit einer unbedingten Notwendigkeit. Als er durch die verschneiten Wälder irrte und tiefe Schneewehen überwand, kam der Mensch auf natürliche Weise auf die Idee, „große Fußsohlen" zu machen, um nicht im Schnee zu versinken. Die Völkerkunde brachte es ans Licht: die Wiege des Schneeschuhs ist Transbaikalien und das Altaigebirge; seine Geburtsstunde war vor 20 000 bis 30 000 Jahren. Nomadisierende Völker förderten die Verbreitung der Skier nach Osten (über die Beringstraße nach Nordamerika) und nach Westen (in die Gebiete des heutigen Kareliens und nach Skandinavien).
Die ersten primitiven Schneeschreiter erinnern in nichts an die vollkommenen Schönheiten, die wir heute benutzen. Anfangs waren es runde oder längliche Brettchen (Zeichnung 1). Danach wurden die „großen Fußsohlen" aus biegsamen Zweigen gemacht. Man bog sie zu einem Oval, die Enden wurden mit Sehnen fest zusammengezogen, und in die Mitte des Ovals flocht man weißgegerbte Riemen. Diese primitiven, aber außerordentlich leichten Vorrichtungen waren sehr praktisch (Zeichnung 2). Ein Mensch mit solchen Skiern an den Füßen ging sicher über jeden Schnee. Aber gleiten konnte er nicht. Ungeachtet der einfachen Konstruktion (vielleicht auch gerade dadurch) war diesen ersten schreitenden Skiern ein außerordentlich langes Leben beschieden. Uns ist z. B. bekannt, daß in späteren Jahrhunderten erfinderische armenische Bergbewohner ihren Pferden solche Skier anlegten (Zeichnung 3). Zu Beginn unseres Jahrhunderts benutzten Jäger und Holzfäller Skandinaviens und Kanadas diese Skier (Zeichnung 4). Übrigens genießen in Kanada diese Schneeschreiter bis heute hohe Anerkennung, und hinter dem schönen Namen „Kanadische Skier" verbergen sich eben diese Vorrichtungen, nur haben sie größere Ausmaße.

Skier mit Haaren

So leben diese Art Skier bis in unsere Tage, wobei sie sich kaum veränderten. Aber schon im fernen Mittelalter spaltete sich von ihnen eine neue Spielart ab – die gleitenden. Nachdem der Mensch die verschiedensten Skier ausprobiert hatte, sowohl lange, schmale, als auch kurze, breite, merkte er, daß man mit noch längeren und schmaleren Skiern weniger in den Schnee einsinkt und sich auch fortbewegen kann, wenn man sich abstößt. Es ist nicht kühn zu behaupten, daß der erste Mensch, der diese Eigenschaft der langen Schneeschreiter feststellte, eine Umwälzung auf dem Gebiet der Skier hervorgerufen hat.
Mit dem Auftauchen der Schneegleiter wurde der Gang des Jägers nicht nur schneller, sondern auch ökonomischer. Die frühen Gleitskier der Jäger sahen aus heutiger Sicht sehr komisch aus. So unterschieden sie sich z. B. in der Länge (Zeichnung 5). Der eine Ski war aus hartem, harzhaltigem Holz, der andere, kurze, war mit Fell bedeckt. Mit dem kurzen stieß sich der Jäger ab, auf dem langen glitt er dahin. Mit den „behaarten" Skiern (Zeichnung 6) konnte er steile Abhänge hinaufsteigen, wenn die Wolle von vorn nach hinten aufgerauht war. Auf solchen Skiern kam man auch leichter an die Tiere heran – sie knirschten nicht. Auch gab es keinen Rückstoß beim Laufen. Die Ewenken-Jäger beziehen noch heute die modernen Skier ganz mit Rentierfell.
Es ist schwer zu sagen, wann genau die gleitenden Skier volle Anerkennung fanden. Jedenfalls lassen Felszeichnungen, die man in Höhlen am Ufer des Weißen Meeres entdeckte, die Vermutung zu, daß das vor etwa 12 000 Jahren war. In einem der Museen von Oslo wird ein Ski von 1 100 mal 200 mm Größe aufbewahrt, dessen ungefähres Alter 4 000 bis 5 000 Jahre beträgt. Vor mehr als 1 500 Jahren kamen die Normannen nach Skandinavien. Nach mündlicher Überlieferung bewegte sich das Heer der Eroberer auf Skiern vorwärts (Zeichnung 7), geführt von seinem Heerführer Nor.
Erst im 15. Jahrhundert traten die Skier in den Dienst Seiner Majestät, des Sports. In verschiedenen Ländern wurden alljährlich Sportwettkämpfe durchgeführt (Zeichnung 8).
Einer der Ski-Theoretiker war der dänische Historiker Saxo. Er fertigte 1644 die erste der Geschichte bekannte technische Zeichnung gleitender Skier an (Zeichnung 9). Das „ingenieurmäßige" Herangehen an die Sache ermöglichte buchstäblich den Aufstieg des Skisports auf eine neue Höhe – im 19. Jahrhundert entstand der Gebirgsskisport.
Die ersten Gebirgssportskier fertigte man aus Esche, Hickorynußbaum und Eukalyptusholz an. Aber die „Holzstückchen" konnten die Anhänger schneller Abfahrten nicht völlig befriedigen: die Stoßdämpfung war nicht gut, sie waren nicht stabil genug, sie glitten schlecht.
Viele Jahre vergingen mit dem Suchen nach neuen Lösungen. Aber erst in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts gab es erste Entwürfe von Skiern aus Metall und aus Schichten (Metall und Holz).

Wettlauf um Profit

Nach 1945 wächst die Produktion sprunghaft an. Die Kapitalisten der USA erwerben von einem französischen Fabrikanten das Recht der Herstellung von Skiern aus Duraluminium, wofür ein Spezialkleber auf den Markt gebracht wird, den die Luftstreitkräfte der USA für militärische Zwecke entwickelt hatten. Anfang der fünfziger Jahre tauchen in den USA, später auch in Australien und Frankreich, sogenannte wabenförmige Metallskier auf. Auch die Engländer wollen nicht zurückbleiben. Sie entwickeln eine Konstruktion vielschichtiger Skier auf der Grundlage von Aluminiumlegierungen, Stahl und Plaste. Eine neue Variante finden die Franzosen: hohle Skier aus Profil-Aluminiumteilen, die an den Rändern zusammengeklebt werden.
Und der Wettlauf ist noch immer nicht beendet. Bis heute wechseln die geometrischen Formen, Materialien und Materialkombinationen schnell wie in einem Kaleidoskop einander ab.
Noch zu Beginn unseres Jahrhunderts konnte man auf offenen verschneiten Flächen mit dem Wind dahinjagende Skiläufer sehen: auf dem Rücken und an den Händen waren wie an Masten Segel befestigt (Zeichnung 10). Das Rennsegel war ein Kreuz aus Bambusstäben mit einem Querbalken in der Mitte. Die Segelfläche erreichte 7 m² bis 9 m². Diese fesselnde Art des Skisports ist fast vergessen. Schade!
Wenige erinnern sich heute auch noch an den Skisport mit Pferden. Seine Heimat sind die verschneiten Weiten Schwedens, Norwegens und Finnlands. Vom sportlichen Standpunkt aus ist der Lauf hinter einem Pferd ohne Reiter interessanter (Zeichnung 11). In jenen Jahren wurden im Ausland manchmal Motorräder als Antriebskraft benutzt. Die Skiläufer stellten sich in langer Reihe hinter dem Motorrad auf (Zeichnung 12).

Skimonster

Überhaupt bergen Skier als Mittel eines fröhlichen Zeitvertreibs unbegrenzte Möglichkeiten in sich. Erfinderische und geschickte Leute haben längst angefangen, sich zum Spaß ungewöhnliche Skikonstruktionen auszudenken. Interessant ist, daß die Skimonster sehr schnell Tausende Anhänger finden. Wer würde tatsächlich auf das Vergnügen verzichten wollen, auf einem Ski wie auf einem Stuhl zu fahren, dabei auf einem Querbalken zu balancieren und ihn in einer Kurve wie ein Ruder zu handhaben (Zeichnung 13)! In vielen europäischen Ländern ist der Fahrradski (Zeichnung 14) außerordentlich populär. Ebenso beliebt ist das Balancieren auf einem Ski (Zeichnung 15).
Leider konnte man sich noch nicht für eine Lösung begeistern, die neu ist: die gemeinsame Anwendung einer Ski-Plattform (Zeichnung 16).
Es ist bekannt, daß Autobusse im Gebirge nicht geradeaus fahren, sondern über endlose Serpentinen klettern. Aber die Zeit drängt! Um so mehr, als Menschen hoch oben in den Bergen wohnen und irgendwo weit unten im Tal unaufschiebbare Arbeiten auf sie warten. Da gibt es nur einen Ausweg: Man muß einen Ski in der Form einer quadratischen Plattform von 10 m x 10 m mit gebogenem Vorderrand benutzen. Auf der Plattform sind 100 Paar Bindungen befestigt. Man stellt sich darauf, macht sich fest, kauft die Fahrkarte und fährt los!

Gespannwettkämpfe

Den Organisatoren von Gruppen-Skiwettkämpfen erleichtert die Realisierung einer anderen Idee, die geradezu in der Luft liegt, wesentlich das Leben. Es wird Zeit, endlich Gespann-Wettkämpfe zu veranstalten. Auf jedes Paar Skier wird die ganze Gruppe, einer hinter dem anderen, gestellt (Zeichnung 17). Wenn es sich um Schulklassen handelt, stehen dreißig Personen auf einem Paar Skier, bei Betriebswettkämpfen 100, bei Kreiswettkämpfen 500. Dabei schwankt die Länge der Skier von 35 m bis 505 m. Auf den ersten Blick ist das Unsinn. Aber es ist gar nichts Schreckliches, an alles kann man sich gewöhnen. Dafür ist die Massenbeteiligung gewährleistet. Wie bequem wäre es, Gespannwettkämpfe auf vorübergehend freien Startbahnen von Flugzeugen durchzuführen?
Das ist durchaus nichts Komisches! Die Skier haben wirklich unbegrenzte Möglichkeiten. Wenn ihr sie nutzen wollt, dann folgt dem Rat des dänischen Dichters Piet Hein:
Um sich das Gewohnte als etwas Großes vorzustellen, muß man das Gewöhnliche zu etwas Ungewöhnlichem machen können.

Übersetzung aus dem Russischen:
Dagmar Regener

Die einfache Wahrheit der Bilder

Zum Bild des Monats

Diego Rivera, „Selbstbildnis", Aquarell

Der mexikanische Maler Diego Rivera liebte die einfachen Menschen, Arbeiter und Bauern. Für sie malte er seine Bilder. Dabei vergaß er nicht, daß für das mexikanische Volk Reichtum und Armut eng nebeneinander liegen.
Beim Betrachten des Bildes „Arumblüten" fällt der Blick zuerst auf die schönen großen Blumen. Sie nehmen fast die Hälfte der Bildfläche ein. Aber der Mittelpunkt des Bildes ist der Kopf der Frau. Ihr dunkles Haar hebt sich scharf vor der hellen Fläche der Blüten ab und schiebt sich in den Vordergrund. Denkt euch die beiden Diagonalen des Bildquadrats – nicht ohne Absicht befindet sich der Kopf der Frau im Kreuzungspunkt.
Auch das Tragetuch, mit dem die Frau den Blütenkorb auf ihrem Rücken hält, bildet ein Kreuz, auf das der Kopf der Frau schwer herabgesunken ist. Sind die schönen weißen Blüten angesichts dieser Beobachtung immer noch „schön"? Für die Indio-Frau ist deren Schönheit vor allem eine Last. Sie denkt an den weiten Weg in die Stadt. Sie hofft, dort ihre Blumen auf dem Markt verkaufen zu können. Offensichtlich reicht der Lohn nicht, den der Mann für seine Arbeit auf dem Feld bekommt. Habt ihr den Mann überhaupt entdeckt? Der Maler hat ihn hinter dem Blütenberg fast verschwinden lassen, nur Füße, Hände und ein kleiner Teil des Kopfes sind zu sehen, freilich schwer, all dies ist in den Farbton des Hintergrundes einbezogen. Der Mann hilft der Frau, den Korb anzuheben, dabei muß er mächtig in die Knie gehen. Die Schönheit der Welt – dem Indio macht sie viel Mühe.
Wenn ihr auf einem Blatt Papier in ein Quadrat ein X, ein + und ein A zeichnet, übereinander und an die Seiten anstoßend, dann habt ihr das Kompositionsgerüst des Bildes. Es ist einfach und überschaubar wie ein Ornament. Auch die klaren Farbkontraste betonen die einfache Wahrheit des Bildes.
Wie ein Denkmal, ein Monument, hockt die Frau mit ihrem Korb vor uns. So klein das Bild ist, das Aquarell besitzt innere Größe – Monumentalität. Rivera hat oft versucht, die großen Wahrheiten unserer Epoche auch in Bildern großer Ausdehnung – Monumentalwerken – zu gestalten. Als Rivera mit dem Malen begann, kämpfte das mexikanische Volk gegen die Diktatoren Diaz und Huerta. Die Losung des Bauernführers Zapata „Tierra y Libertad" – Land und Freiheit – war auch die Losung vieler mexikanischer Maler. Zusammen mit seinen Freunden Orozco und Siqueiros, die 1911 in der Revolution den Pinsel mit dem Gewehr vertauscht hatten, überlegte Rivera, wie auch die Kunst für die Revolution wirken könne. Deshalb wurden die revolutionären Ideen an die Häuserwände gemalt. Das mexikanische Volk – viele Indios konnten weder lesen noch schreiben – verstand diese Wandbilder als Appelle und wurde durch sie in seinem Kampf bestärkt und orientiert: gegen Feudalherren und Kapitalisten, für nationale Unabhängigkeit, für Frieden und Fortschritt. Orozco, Siqueiros und Rivera bildeten das berühmte „Dreigestirn" der mexikanischen Wandbildbewegung. Ihr Schaffen wurde Vorbild für viele Künstler unserer Zeit.

Jürgen Barber



Blumen für den Markt

Wohl dreißig Blüten zähl' ich oder mehr.
Sie füllen schwer den Korb. Schwer wird sich's laufen
bis in die Stadt, die Blumen zu verkaufen.
Ein Kreuz mit dieser Last, der Korb ist schwer.
Die Frau schafft's nicht allein, die Blütenlast
emporzuheben. Ruft den Mann. Der faßt
mit beiden Händen zu, den Korb zu heben.
Er hebt ihn aus dem Kreuz heraus. Doch neben
den Blüten ist der Mann fast nicht zu sehen.
Als würde er im Reichtum tief drin stehen.
Barfüßig steht er. Und er steht sehr breit
fest auf der Erde. Beide, Mann und Frau, zu zweit
bemüh'n sie sich. Sie heben auf den Rücken
der Frau den Korb. Als würd' er sie erdrücken,
preßt schwer der Korb die Schultern. Das Gewicht
der vielen Blüten zwingt das Angesicht
der Trägerin zur Erde. Ach, es müht
der schöne Reichtum dessen, was da blüht,
die Menschen schwer, wenn sie ihn heben wollen
und wenn sich Menschen dran erfreuen sollen.



Diego Rivera, „Arumblüten", Aquarell

Fotos: Uschi Fischer,
aus: „Maler und Werk", Verlag der Kunst Dresden, „Moderne mexikanische Malerei", Seemann-Verlag



Das sind die Hauptpreisträger der 12. und 13. „Frösi"-Russisch-Wiktorina. Mit „Frösi" reisten nach Moskau: Sylvia Dietsch, Birgit Müller, Ines Janik, Antje Heinrich, Simone Rudel, Heiko Malkowski, Annett Kosak, Steffen Marklowsky, Annette Krispin, Annett Reck, Jens Großmann, Marlies Windsheimer.

Reisestenogramm

1. TAG:

Abreise (24. 2. 1980)

Wir sind mit der TU 134 vom Flughafen Berlin-Schönefeld 14.00 Uhr abgeflogen. Um 19.00 Uhr Moskauer Zeit kamen wir im Hotel „Belgrad" an.

2. TAG:

Stadtrundfahrt

Wir haben uns Moskau angesehen, z. B. den Kreml, viele Theater, die Universität auf den Leninbergen, Brücken, Hotels und Museen, auch Denkmäler. Moskau hat sehr viele Sehenswürdigkeiten.

Allunionsausstellung

Wir sind mit dem Bus durch das Gelände gefahren und haben an den Ausstellungshallen halt gemacht. Dort waren Springbrunnen, die gaben in einer Sekunde 2 000 Liter Wasser ab. Man braucht sicher zwei Jahre dazu, um alles genau zu studieren. Wir waren auch im Panorama-Kino.

3. TAG:

Besuch in einer Moskauer Schule

Wir sind mit dem Bus zu einer Schule gefahren, haben uns dort ein sehr schönes Kulturprogramm der Leninpioniere angesehen. Dann zeigten wir, was wir können. Für unsere Lieder und das Gedicht „Fleißige Paten" erhielten wir viel Beifall. Unser Freundschaftstreffen mit den Leninpionieren bleibt unvergessen.

Gast in einer Redaktion

Die Redaktion „Pionierskaja Prawda" hatte uns eingeladen. Wir wurden dort sehr herzlich empfangen. Es war auch eine Frau vom Zirkus da, die Dresseurin und Schriftstellerin Natalja Durowa. Sie zieht ein Walroß-Baby auf, das ist eine Tonne schwer. Sie erzählte von ihren Erlebnissen mit Tieren. Wir erhielten Bilder von W. I. Lenin und einen kleinen Mischkabären als Erinnerungsgeschenk.

Theater

Abends machten wir uns schön fürs Theater. Im Kremlpalast sahen wir das Ballett „Schwanensee".

4. TAG:

Besuch in Gorki

Am 27. Februar 1980 standen wir schon etwas zeitiger auf, damit wir unser Reiseziel pünktlich erreichen konnten.
Hier lebte und arbeitete W. I. Lenin bis zu seinem Tode. Alles hier erinnert noch an ihn, so, als wäre er nur mal weggegangen.

Zirkus

Abends eilten wir mit der Metro in den Zirkus. Hier lachten wir Tränen. Es gab sehr viele Attraktionen zu sehen. Aber am besten gefielen uns die Clowns.

5. TAG:

Ausflug nach Klin

Mit dem Bus fuhren wir nach Klin. Der Ort liegt etwa 70 Kilometer von Moskau entfernt. Hier lebte der Komponist Peter Tschaikowski. Wir haben uns das Tschaikowski-Museum angesehen und hörten einige seiner bekanntesten Werke.

6. TAG:

Besuch in einer Schatzkammer

Wir sind mit dem Bus zum Kreml gefahren und haben uns dort die Schätze der Zarenfamilien angesehen, z. B. kostbare Waffen, Kronen, Throne, Kleider, Kutschen, Pferdeausrüstungen, Geschirr, Bücher und sonstige Gebrauchsgegenstände. Wir haben auch den Kreml von innen besichtigt. Dann sind wir wieder zurückgefahren.
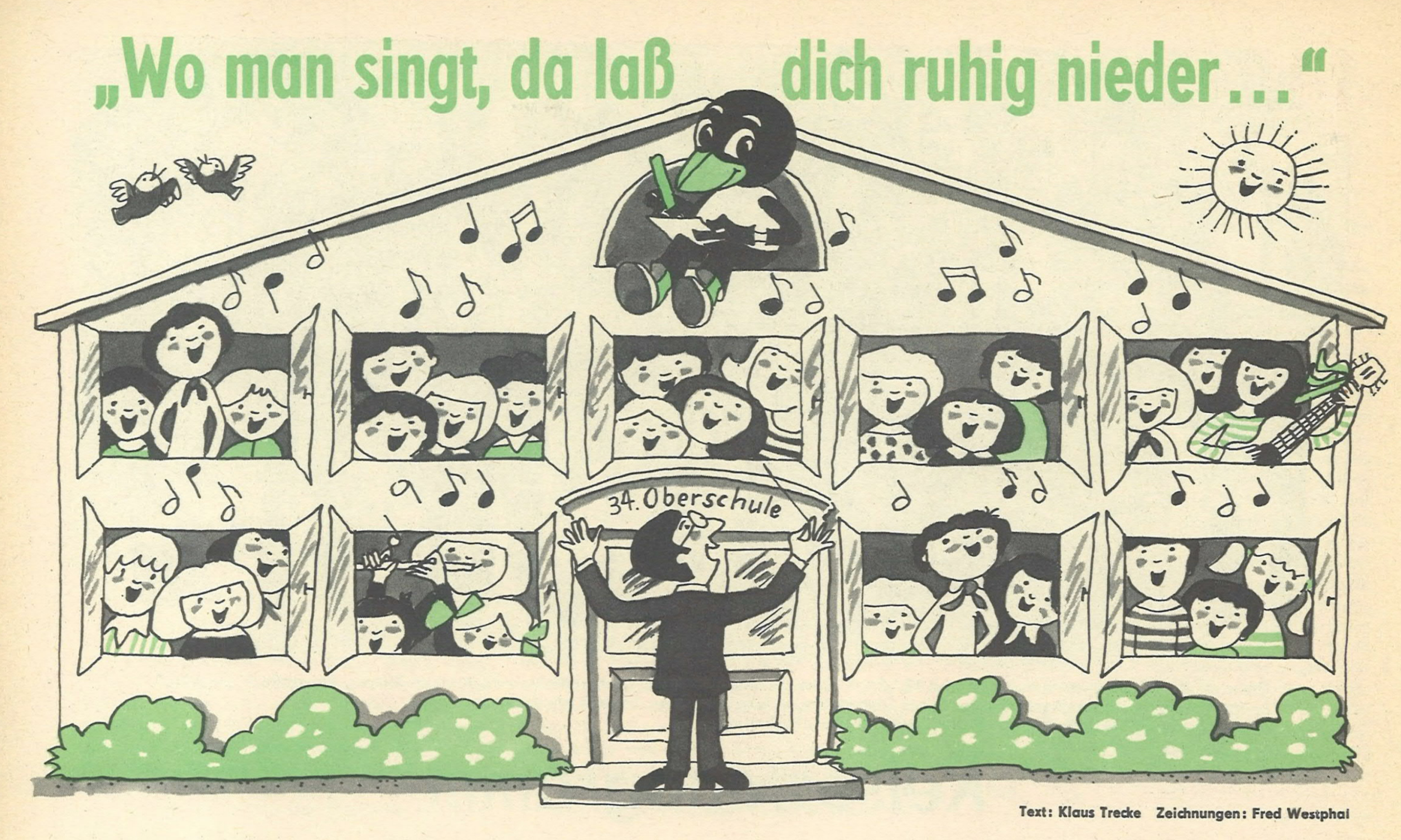
7. TAG:

Mausoleumsbesuch

Am letzten Tag unserer Moskaureise gingen wir zum Roten Platz. Wir ehrten den Gründer des Sowjetstaates W. I. Lenin. Am Mausoleum haben wir eine Stunde gewartet, denn so wie wir, wollten viele Menschen Lenin besuchen. Als wir Lenin sahen, dachten wir alle, er schläft nur und müsse gleich aufwachen. Mit unseren Blumen ehrten wir auch Clara Zetkin und Fritz Heckert.
Tief beeindruckt nahmen wir abends um 21.33 Uhr Abschied von Moskau. Den Aufenthalt in Moskau werden wir nie vergessen. Unser Dank gilt allen, die uns die Reise ermöglichten und zum Freundschaftserlebnis Sowjetunion beitrugen.

„Frösi" blätterte für euch in den Tagebüchern von Annett Kosak, 8122 Radebeul, und Jens Großmann, 7812 Lauchhammer-Mitte.

„Wo man singt, da laß dich ruhig nieder ..."



Text: Klaus Trecke Zeichnungen: Fred Westphal

... sagte ich mir und setzte im Tiefflug zur Landung an.

Hallo, Leute, für euch meldet sich in einer ganz „heißen" Sache euer Reporter Droll.

Also, ich schwebte bei einem kleinen Ausflug zu früher Stunde durch die Gegend, da dringt mir doch ein ungeheures Singen in die sensiblen Rabenohren! Nicht, daß es unschön gewesen wäre, nein, es waren so viele singende Kinderstimmen zu hören – also, einfach ungewohnt! Na ja, ich dachte mir so – siehe Überschrift – und setzte zur Landung an. Gradewegs auf eine Schule!

Hm, dachte ich weiter und tippelte über den Schulhof. Das Singen war lauter geworden und ich vernahm folgendes: wennallebrünnleinfließenheiderösleinfröhlichseinundsingennunwillderlenzunsgrüßenbrüderzursonnezurfreiheitpionierevoranwirwanderndurchdassonnenlandkatjuschahorchwaskommtvondraußenreinlobtdaslernenheutisteinwunderschönertag ... !

Der Gesang kam aus allen Fenstern der Schule, sozusagen aus jedem Klassenzimmer ein anderes Lied. Unglaublich diese Singelust am frühen Morgen! Zu diesem Rätsel mußte ich den „Notenschlüssel" finden! Dabei traf ich zuerst auf ihn, den Direktor der Schule. Er ist

Der Dirigent

und hat den Taktstock sozusagen in der Hand – Oberstudienrat Joachim Sacher. Mit ihm machte ich ein hochaktuelles Interview in Sachen „Fröhlich sein und singen!" Hier ist es:

„Ja, an unserer Schule wird täglich vor dem Unterrichtsbeginn gesungen! Das Morgenlied ist ein fester Bestandteil des Unterrichts. Und alle Schüler singen gern und fröhlich mit. Singen macht nämlich Spaß! Zum Jahresende haben wir an unserer Schule eine große Tradition. Am letzten Schultag vor den Ferien zum Jahreswechsel treffen sich alle 800 Schüler mit ihren Lehrern und Paten in der Turnhalle. Jede Klassenstufe singt ihr Lied. Auch wir Lehrer singen als vereinigter Lehrerchor zur großen Freude unserer Schüler. Unsere Lieder können sich hören lassen! Unser Jahresabschlußsingen – das ist reine Freude am Singen!"

Sprach's und trällerte sich eins, der Herr Direktor!

Die FDJler der Schule sind gute Freunde der Pioniere und greifen ihnen bei allen Fragen und Problemen tatkräftig unter die Arme. Alle Pioniernachmittage an der Schule werden z. B. von FDJlern betreut. Manchmal auch singend! Haste Töne?

Nicht nur Pioniere singen gern, berichtet uns auch Musiklehrerin Christa Schindler. Sie muß es in ihrem Unterricht ja schließlich merken!

„Nicht nur die Kleinen singen gern, auch die 8., 9. und 10. Klassen sind mit Schwung und Begeisterung dabei. Da schämt sich keiner. Das Morgenlied wirkt sich gut auf die Leistungen aller im Fach Musik aus und ist überhaupt eine prima Einstimmung auf jeden Unterricht. Die Pioniere und FDJler beherrschen viele Lieder, weil sie eben oft und gern singen!"

So einfach ist das! Hm, ein ausgesprochener „Singezahn" bin ich, Reporter Droll, wirklich nicht. Eher ein „Singemuffel"!

Auch eine „Singeleiterin"

... ist Freundschaftspionierleiterin Christa Karsch. Sie ist musikalisch und spielt auch Akkordeon. Zu Hause singt sie nicht nur in der Badewanne!

„Zum ‚Fest der jungen Talente' werden wir auch einen Singewettstreit durchführen. Zu besonderen Anlässen tritt auch unser Chor auf. Aber eigentlich gehören alle an der Schule zu einem großen Chor."

Ich lernte an der Schule noch einige

„Singezähne"

kennen.

Zuerst Sabine Kabitzke aus der 10. Klasse. Ihre Abschlußprüfung im Fach Musik hatte sie gerade mit „1" bestanden. Musikalischen Glückwunsch! Facharbeiterin für Zierpflanzen wird sie einmal. Als Lehrling möchte Sabine gern weitersingen. Vielleicht klappt es. Schön wär's!

Henry Klix ist 10 Jahre jung, geht in die 4b und hat es „faustdick hinter den Ohren"! Clown möchte er werden. Musikalclown! Deshalb lernt er Gitarre spielen. Ulkig ist er schon jetzt. Sein Morgenlied braucht er wie die tägliche Frühstücksstulle, *„damit wir zum Unterricht alle schön frisch und munter sind!"*

Karin Ralsch ist 12 Jahre jung und geht in die 6a. Hier gibt sie den Ton an. Sie stimmt jeden Morgen das Lied an, das der Ordnungsdienst für diesen Tag ausgesucht hat. So hat alles seine Ordnung. In Ordnung ist auch, daß Karin und Henry zur Musikschule gehen. So wird aus einem kleinen Hobby ein größerer Spaß und vielleicht einmal ein bißchen mehr!

Tja, das war meine „heiße" Reportage von der singenden 34. Schule in Potsdam. Tief beeindruckt verabschiedete ich mich und ertappte mich sogleich bei einem kleinen Liedchen auf dem Schnabel.

Leute, kräftig weitersingen!

Noch ein Tip für euch – wie wär's mit einem Lied?

Tschüß – euer Droll.

MACH MIT – BLEIB FIT!



(Zur 4. Umschlagseite)

Ausdauer benötigt jeder von euch, und er kann sie auch erwerben, wenn er regelmäßig übt. Wissenschaftler haben herausgefunden, daß die Ausdauer für viele Lebensbereiche notwendig ist. Gesundheit, Leistungsfähigkeit und Wohlbefinden sind durch aktive sportliche Betätigung und vor allem durch Ausdauerübungen zu verbessern. Regelmäßiges Ausdauertraining stärkt das Herz und den Kreislauf, erhöht die allgemeine Widerstandsfähigkeit des Körpers und vermindert die Erkrankungshäufigkeit um ein Mehrfaches. Gut entwickelte Ausdauer wirkt aber auch der geistigen Ermüdung im Unterricht entgegen, stärkt den Willen, das Durchhaltevermögen.

Für die Ausbildung der Ausdauer ist der Lauf am besten geeignet. Beachte für dein Ausdauertraining die folgenden Tips:

1. **Ausdauer läßt sich nicht speichern, deshalb muß regelmäßig trainiert werden. Stärke deinen Willen und zwinge dich, die geforderten Aufgaben zu erfüllen, dann macht es dir auch Freude.**
2. **Wähle für das Laufen einen ausgemessenen Wald-, Park- oder Feldweg.**
3. **Beginne mit Dauerläufen über zehn Minuten in gleichmäßigem Tempo. Wenn du nach einigen Wochen die Anforderungen für „sehr gut" (siehe Tabelle) erfüllt hast, dann läufst du fünfzehn Minuten. Kontinuierlich kannst du die Laufzeit oder das Tempo weiter steigern.**
4. **Lege dir eine Leistungskarte an und trage regelmäßig die zurückgelegte Strecke und die Zeit ein. Übe auch in den Ferien regelmäßig.**
5. **Überprüfe mindestens alle vier Wochen deine Leistungen und beobachte, wie sich die Leistungsfähigkeit entwickelt.**

Richtwerte für Ausdauerleistungen (Zurückgelegte Strecke in km)

Klasse	10-Minuten-Lauf genügend	10-Minuten-Lauf sehr gut	15-Minuten-Lauf genügend	15-Minuten-Lauf sehr gut
Jungen:				
4	1,7	1,9	2,0	3,2
5	1,8	2,0	2,1	3,3
6	1,8	2,1	2,2	3,4
7	1,9	2,1	2,3	3,5
8	2,0	2,2	2,3	3,6
Mädchen:				
4	1,6	1,8	1,8	2,8
5	1,7	1,9	1,9	3,0
6	1,8	2,0	2,0	3,1
7	1,8	2,1	2,0	3,2
8	1,8	2,1	2,0	3,2

Die Tabelle soll dir helfen, das Lauftempo richtig zu wählen und deine Ausdauerleistungen einzuordnen. Laß dich aber nie durch falschen Ehrgeiz zu einem für dich zu hohen Tempo verleiten. Das Laufen muß dir immer Freude bereiten.

Dr. Hermann Köhler

Zeichnungen: H.-J. Starke

Der junge Engels 2

ILSE KORN

Für den siebzehnjährigen Friedrich Engels ging auch das schlimme Jahr in der väterlichen Fabrik in Barmen vorbei. Mit einer Reise nach England wurde für ihn das Tor zur Welt aufgestoßen. Die Stadt, in der er fortan leben und arbeiten sollte, war Bremen. Gewiß – es war nur ein kleines „Tor" für den lebenshungrigen jungen Friedrich, der am liebsten auf einem wilden, himmelstürmenden Pegasus in die Freiheit gebraust und vor den Pforten der Berliner Universität gelandet wäre. Diese „weltoffene" Handelsstadt Bremen mit dem damals größten deutschen Überseehafen hatte mittelalterliche Stadttore, und kam man auf seinem Reitpferd oder auf Schusters Rappen abends zu spät herein, kostete es Strafgelder – falls man nicht draußen auf den Feldern übernachten wollte. Für Engels war Bremen eine Kleinstadt und doch größer als Barmen. Er fand in ihr wenigstens ein Zipfelchen von der langersehnten Freiheit – frei vom väterlichen Zwang und den ewigen Ermahnungen, frei vom „Muckertal", wie er sein heimatliches Wuppertal benannt hatte, das so überreich an Betschwestern und frömmelnden hartherzigen Fabrikherren war, die eifrig darauf achteten, daß ihre Arbeiter nicht aufmuckten und ihre Buckel vor ihnen krumm machten. Kein Wunder, wenn der Pfarrer Krummacher hieß! Mich hast du nicht krumm machen können, dachte Friedrich schadenfroh, dir werde ich zu gegebener Zeit dein Süpplein noch einmal versalzen. Wohl hatte ihm der fanatisch gläubige Vater auch hier in Bremen ein Pfarrerquartier ausgesucht, doch dieser Pastor Treviranus und seine Familie waren gütig und nachsichtig mit dem überschäumenden Jüngling, der trotz seiner wilden Streiche einen unglaublichen Drang verspürte, die Welt in sich aufzunehmen, der aus seinem Zimmer bald eine „Höhle" machte und Bücher gleich Bergen um sich auftürmte, um zu lesen, zu lernen, zu studieren, zu dichten, zu schreiben und anzugreifen, wo es notwendig war.

Der Arbeitsplatz im Handelshaus des Konsuls Leupold war auch recht erträglich; denn an Überarbeitung würde er hier nicht eingehen, und wenn er es schlau einfädelte, konnte er sein Lesepensum auch während der Arbeitszeit weiter betreiben. Der junge Engels hatte sich zunächst der Auslandskorrespondenz zu widmen, er mußte täglich die aus aller Welt eingehenden Briefe übersetzen – soweit er dazu in der Lage war – und sie in das große Journal übertragen. Aus Indien und Bengalen kamen diese Handelsbriefe, aus Südamerika und Kuba, aus Spanien, Italien und Griechenland, aus Holland, Skandinavien, Rußland und anderen Ländern. Bald war Friedrichs Ehrgeiz gespornt: So viele Sprachen? Das wäre doch gelacht, wenn wir das nicht bewältigten! Also ran an die Vokabeln, an die Grammatiken! Im holländischen Café entdeckte er viele fremdsprachige Tageszeitungen. Dort konnte man das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden.

Eines Tages trat der „Alte", wie man insgeheim den Herrn Konsul nannte, an Friedrichs Arbeitspult. „Mein lieber, junger Engels" – der Chef blickte voller Wohlgefallen auf den gut gewachsenen und nach bester Mode gekleideten, emsig schreibenden neuen Kaufmannsgehilfen herab – „ich bemerke mit Freuden, daß Sie in guter Handschrift die vielen, schweren und unverständlichen Worte fein säuberlich übertragen – und nicht nur das – die Übersetzungen scheinen Ihnen wohl gar keine Schwierigkeiten zu bereiten?" Er blickte auf eine Menge Wörterbücher und Grammatiken, die quer auf dem Pultdeckel und auch im Regal lagen. „Ich glaube, ich habe mit Ihnen einen guten Fang gemacht. Gestern übersetzten Sie sogar Portugiesisch."

Engels schnaufte ein wenig. „Hm, nun ja, es kostet alles noch etwas Mühe und ist beileibe nicht perfekt, aber das Portugiesisch ist ja verwandt mit dem Spanischen."

„Oha", lachte der Alte väterlich, „und Spanisch, lernt man das in Elberfeld auf dem Gymnasium?"

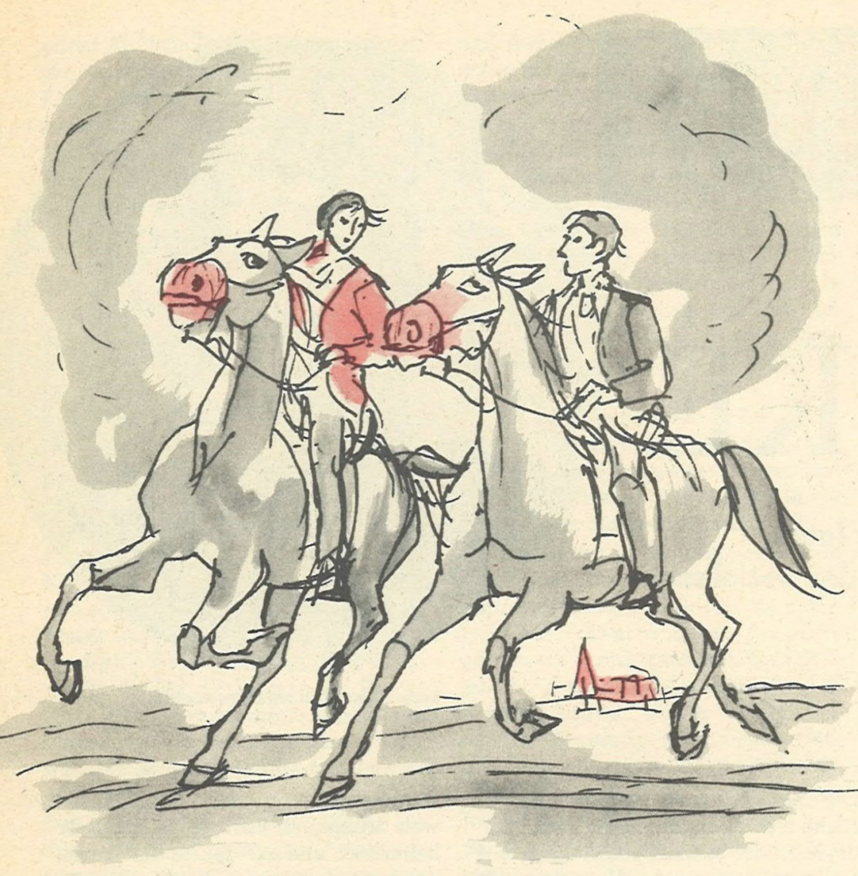
„Nun – das nicht gerade", Engels lächelte, „aber es läßt sich ziemlich rasch erlernen, wenn man Französisch beherrscht. So ein alter Lateiner, wie ich es bin, erkennt leicht die romanischen Sprachbeziehungen – und schließlich, ein Geschäftsbrief ist natürlich noch keine hohe Literatur. Dazu brauchte man wohl etwas mehr Kenntnisse."

Konsul Leupold räusperte sich respektvoll, blätterte in einigen Nachschlagebüchern, die sich Engels gleich am ersten Tag gekauft hatte, und nickte anerkennend. „Tja – da habe ich heute einen langen Brief aus Schweden bekommen und muß ihn sogar eilig beantworten. Sie als alter Lateiner ...", er lachte herzlich, „entdecken da wohl keine Sprachbeziehungen ... oder ...?"

„Schwerlich, Herr Konsul. Aber darum keine Sorge. Es gibt ja Buchhandlungen in der alten Hansestadt Bremen. Wir leben nicht am Rande der Welt ..."

„Das gewiß nicht, mein lieber Engels", er reichte ihm den Brief. Friedrich überflog die Länge. „Ich denke – in zwei Tagen ...?" „Wir sind nicht kleinlich", sagte der Chef, erfreut über die Bereitschaft seines jüngsten Kommiß, der sich gewiß vorgenommen hatte, in seiner freien Zeit die schwedischen Wörterbücher zu wälzen, um die Arbeit zu leisten. „Was Sie hier so brauchen", seine Hand wies zu den Büchern, „und was Sie gekauft haben, das geht

Zeichnungen: Hans Betcke



selbstverständlich zu Lasten meines Hauses. Sie sind für mich eine große Bereicherung ..." Er ging, kehrte noch einmal zurück und sagte etwas leiser: „Übrigens, meine beiden Reitpferde sehnen sich etwas nach Sonne und Auslauf ... Wenn Sie mal mit meinem ältesten Sohne ausreiten wollen ...?"
Die Mitarbeiter des jungen Engels schauten dem Alten nach, dann auf den „Neuen", dem da gerade ein großes Lob wie ein Ordensstern an die Brust geheftet worden war. Friedrich bekam vor Freude rote Wangen, die anderen sahen es natürlich, und das ärgerte ihn. Ich werde mir demnächst einen Schnurrbart stehenlassen, besser noch einen Vollbart, da merkt man nicht mehr das lästige Rotwerden. Aber das war leichter gedacht als bewerkstelligt, denn die spärlichen Barthaare wuchsen nicht auf Wunsch. Sein nagelneues Rasierzeug, in Manchester erstanden, hatte er bisher noch immer nicht betätigen können.

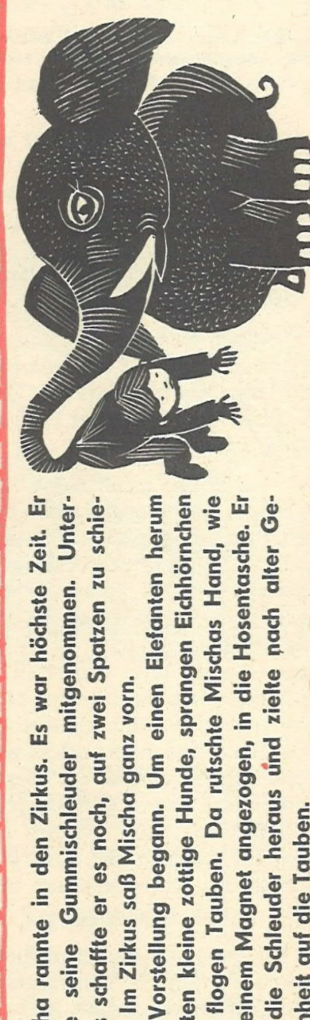
★

Kaum hatte die Glocke die Mittagspause eingeläutet, als Friedrich lossauste, einen kleinen Stippbesuch in seiner Buchhandlung am Rolandseck zu machen. Dort holte er sich, als sei er hier zu Hause, seinen Buchhandlungsgehilfen Markus, von dem er hoffte, er könne ihm vielleicht ein erfahrener Freund werden, aus dem Kabuff und berichtete strahlend von dem Vorschlag des „Alten".
„Und nun mach Er mir eine Rechnung bis morgen, Monsieur Markus. Alles draufgepackt, was längst bezahlt ist, und vieles Neue dazu: schwedisch, russisch, na, Er weiß es ja. Und damit wird die aufgelaufene Schuld beglichen. Hoch ist sie wohl?"
„Ziemlich hoch", lachte Markus belustigt über den jungen Draufgänger. „Und wird auch noch höher, gemessen an diesem Bücherstoß, den ich reserviert habe." Er balancierte einen Berg Neuerscheinungen nach vorn. Für ihn war der junge Fabrikantensohn aus dem Rheinland, der immer froher Laune war, dem die Worte nicht wie Steine auf der Zunge lagen wie den Norddeutschen hierzulande, und der auch nie zimperlich mit dem Geld war, ein liebenswerter Kunde und Gesprächspartner, eigentlich das achte Weltwunder. Dieser Engels interessierte sich für alles, was in der Welt los war und was eine gute Buchhandlung zu bieten hatte. Nichts gab es, was dieser achtzehnjährige Kaufmannsgehilfe nicht mit brennendem Eifer verschlang und auch in seinem Kopf behielt, sogar schon satirische Bemerkungen darüber machte. Die Dichter liebte er am meisten: Goethe, Heine, Grillparzer, Freiligrath, Lenau. Auch Sagen und Märchen ließ er sich vorlegen, die Deutschen Volksbücher – Geographie, Philosophie. Als Markus dem jungen Engels zunächst zögernd philosophische Schriften zeigte, ereiferte er sich sofort: „So recht, nur mehr, immer mehr, mir ist, als habe ich bisher in einer Wüste gelebt und komme an die erste Oase, lieber Markus. Natürlich kann ich nicht alles kaufen, leider ..."
„Wollen Sie den Hegel behalten?"
„Den? Was dachten Sie? Der macht mich zu einem neuen Menschen."
Engels überflog die bereitgestellten Bücher. Sein Herz schlug schneller. „Aha, Gutzkow, Creizenach! Sein ‚Ahasver' wurde in der ‚Zeitung für die elegante Welt' angegriffen! Die beiden lese ich bis morgen und bringe sie zurück. Vielleicht!" Er lachte spitzbübisch. „Vielleicht gefallen sie mir wieder so gut – na, Sie kennen das ja." – Auch Religionsphilosophie interessierte ihn. „Haben Sie immer noch nicht den neuen David Strauß ‚Das Leben Jesu'? Die ganze Welt ist danach verrückt. Ich muß ihn unbedingt haben."
„Pst", Markus wies nach hinten, „hier sind wieder ein paar gefährliche Schriften, die Zensur wird sie gewiß beschlagnahmen: Ludwig Börne."
„Geben Sie her, rasch!" Engels steckte sich das dünne Oktavbändchen in seine Rocktasche, „Jetzt aber los!" Er riß Markus die Bücher und Broschüren aus den Händen, war schon an der Tür und kam nochmals zurück: „Wir müssen unbedingt morgen wieder einen Spaziergang nach Vegesack machen, paßt es Ihnen? Nach sechs Uhr abends? Übrigens, noch eine Neuigkeit: Mit Gutzkow stehe ich schon im Briefwechsel. Er will mir seinen ‚Telegraph' zur Verfügung stellen für Gedichte und einige Artikel ... Was sagen Sie dazu? Natürlich schreibe ich nicht unter meinem Namen. Mir schwebt da etwas vor, ich will mein geliebtes ‚Muckertal' und seinen Oberpfaffen Krummacher, aber auch unsere liebenswerten Fabrikanten etwas kitzeln. Mein Vater würde vom Stuhl fallen, wüßte er, was ich plane, hahaha!" Er lachte unbändig und ausgelassen, besann sich aber und rief erschrocken: „Jetzt aber los! Die gute Frau Pastor hat heute Forellen ..." Und fort eilte er mit großen Schritten, die Bücher unter dem Arm, ein Bild der Lebensfreude.
So ging es den ganzen Winter lang. Sein Wissen wuchs. Seine Sprachkenntnisse nahmen enorm zu. Kam ein Brief in einer unbekannten Sprache, schreckte er ihn nicht mehr. Bald schrieb er an Marie, seine jüngere Schwester: „... ich stammle jetzt schon in fünfundzwanzig Sprachen, ja, da staunst Du. Bald kommt Türkisch und Japanisch an die Reihe ... Ich will Dir zugestehen, daß Du ein treuer Schluff bist und mir am allerfleißigsten schreibst, nun soll ich Dir schreiben, was ich auf Weihnachten nötig habe? Ja, was ich habe, brauchst Du mir nicht zu machen ... sticke mir eine Zigarrendose oder – ich weiß nicht, was. Du kannst aber die Mutter von Zeit zu Zeit, alle zwei, drei Tage etwas prickeln, daß sie mir zu Christtag den Goethe schickt; ich habe ihn wirklich sehr nötig ... wenn Du nur wenige Sätze so schriebest wie dieser Goethe, ich wollte Dir alle anderen Sprachen erlassen."

Fortsetzung folgt

Die beste Zirkusnummer

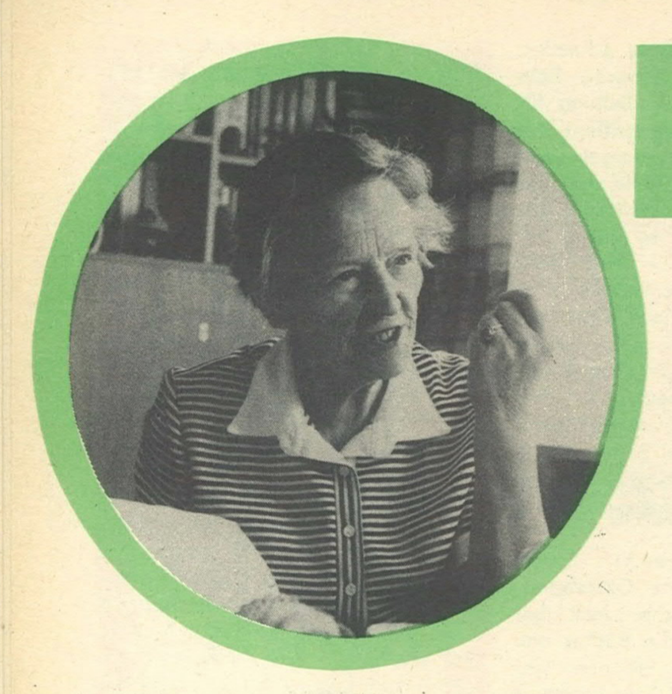
Mischa rannte in den Zirkus. Es war höchste Zeit. Er hatte seine Gummischleuder mitgenommen. Unterwegs schaffte er es noch, auf zwei Spatzen zu schießen. Im Zirkus saß Mischa ganz vorn.
Die Vorstellung begann. Um einen Elefanten herum hüpften kleine zottige Hunde, sprangen Eichhörnchen und flogen Tauben. Da rutschte Mischas Hand, wie von einem Magnet angezogen, in die Hosentasche. Er zog die Schleuder heraus und zielte nach alter Gewohnheit auf die Tauben.



Da plötzlich streckte der Elefant seinen Rüssel aus und ergriff Mischa. Der Schütze zappelte in der Luft. „Das ist ja Mischa, der Vogelschreck!" riefen die Kinder im Zirkus. Der Elefant schüttelte Mischa leicht, und schon kullerten aus seinen Taschen Steine und Gummis. Hierauf trug der Elefant den erschrockenen Mischa unter stürmischem Applaus zum Ausgang. Eine bessere Lehre hätte ihm niemand erteilen können ...

Aus dem Russischen von Thea Woboditsch

Zum 60. Jahrestag der Proletarischen Kinderbewegung



Erinnerungen bedeuteten für Lucie Wissen um die Geschichte des Klassenkampfes

RIEKE

Ein Leben voller Taten und Träume für den Sozialismus



Lucie Rebentisch als Komsomolzin, 1930 in Moskau

Da, wo sich im Arbeiterviertel des Berliner Nordens die Hinterhöfe ineinanderschachtelten, wo ein Stückchen Himmel wie ein ausgeschnittenes blaues Papierviereck über die Höfe segelte, war Lucie Rebentischs erste Kinderheimat seit 1905.

„Rieke" wurde sie liebevoll genannt vom Tischler-Vater und der Näherin-Mutter, beide als „Onkel Paul" und „Tante Klara" im Prenzlauer Berg als gute Kommunisten bekannt.

Die Duncker-Straße beherbergte Riekes Freunde, mit denen sie auf den Höfen tollte, auf der Teppichstange saß und träumte. Auch die Malchows, kinderreich, die alle Tüten klebten und alle Tuberkulose hatten. Rieke half die Tüten bündeln – immer 25 Stück – und fühlte sich wohl in dieser Arbeiterfamilie mit dem ewig brodelnden riesigen Mehlkleistertopf auf dem Herd. Besonders schön war es, wenn Mutter einmal ein wenig Zeit hatte. Dann gab es „Warschauer", der Berliner sagte auch „Kuchen aus ausgefegtem Ladendreck". Das war ein Gebäck aus Kuchenrändern und Krümeln, neu aufgebacken.

In der Wohnung von Paul und Klara Rebentisch wurden die Transparente für Demonstrationen gemalt, und die weiße Kleidung für die Pioniere nähte die Mutter.

Eines Tages kam Rieke strahlend nach Hause. Mit anderen unterernährten Arbeiterkindern sollte sie durch die Schule zur „Landerholung" geschickt werden. Endlich einmal sattessen, endlich einmal grüner Wald, gelbe Felder, ein großer, unendlicher Himmel, Vogelstimmen und richtige Milch. Vater Paul glaubte nicht so recht an die uneigennützige Absicht der kaiserlichen Schulbehörden, aber er willigte ein.

Der Zug trug die Kinder mit all ihren Freuden und Hoffnungen aufs Land, dem ehemaligen Ostpreußen. Eingeteilt, vielleicht nach der Größe der Pappkartons, denn Koffer besaßen sie nicht, wurden die „Erholungskinder" auf die Höfe armer Bauern, die von früh bis spät für die Großgrundbesitzer schufteten, eingewiesen.

Die „Landerholung" wurde auch für Rieke zur qualvollen Pein ihrer Kinderzeit. Vier Monate schuftete sie auf dem Hof, versorgte die Wirtschaft und ein kleines Kind. Sonntags ging es in die Kirche, ein bis zwei Stunden Fußweg, mit den Freundinnen durfte nicht gesprochen werden.
Schon damals war Rieke tapfer, sie wußte es noch nicht, daß man eine Eigenschaft so nennen kann. Heimweh drängte sie zurück, sie arbeitete beharrlich und oft dachte sie daran, daß so ein Leben für Kinder der Armen abgeschafft werden müßte. In diesen Monaten des Alleinseins lernte sie ihren großen Freund, Iwan, einen russischen Kriegsgefangenen aus dem ersten Weltkrieg, kennen. Er sang russische Lieder, erzählte von



Mit ihrer Pioniergruppe aus dem Prenzlauer Berg auf dem Wege zur Landagitation

seiner kleinen Tochter in der Heimat, die so weit entfernt war und oft ging Rieke mit ihm Hand in Hand. Dafür erhielt sie in der Landschule, in der alle Altersstufen in einer Klasse saßen, die erste schmerzhafte „Erholungs"-Prügel. Von ihrem viermonatigem Landaufenthalt brachte sie eine Tüte Erbsen mit, die Vater Paul bei der Begrüßung seiner „erholten" Tochter auf dem Bahnhof den Organisatoren dieser „Ferien" ins Gesicht schleuderte.
Rieke war jetzt Lucie, denn ab 14 Jahren mußte gearbeitet werden, ganz gleich, wie groß oder wie klein, wie mager und immer hungrig man war. Schürzenlegerin nannte sich Lucies Beruf in einer Fabrik. 1922, mit 17 Jahren, wurde sie Mitglied des Kommunistischen Jugendverbandes und wollte, daß die Welt sich ändere, besser werde. Ihre Liebe gehörte den Kindern. Neben ihrer Tagesarbeit wurde sie Pionierleiterin im Prenzlauer Berg. Wanderungen, Feste, Versammlungen und Diskussionen – sie war der Motor für alles und immer mittendrin.
Dann kam der Sommer 1927. Sie durfte in die Sowjetunion reisen, zu Freunden und Genossen. Kurz nur sollte der Abschied sein, doch lang wurde er, Jahrzehnte lang.
Zehn Jahre nach der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution wurde Lucie Komsomolzin und arbeitete wieder mit Kindern. Und noch im gleichen Jahr besuchte sie das Pionierlager Artek, damals noch Zeltlager, wunderbare, echte Erholung für die Arbeiterkinder des eigenen Landes und der vieler anderer Länder.
Lucie war glücklich, ihre Kindheitsträume sah sie hier, in diesem ersten Land der Arbeiter und Bauern auf der Welt, verwirklicht. Sie schonte sich nicht. Immer erfüllte sie alle Aufgaben, die ihr übertragen wurden, mit ihrer ganzen Kraft. 1929 gehörte sie dem Vorbereitungskomitee des I. Slot, dem Welttreffen der Arbeiter- und Bauernkinder, in Moskau an. 1932 wurde sie Mitglied der Kommunistischen Partei der Sowjetunion.
Inzwischen hatte sie selbst zwei Kinder, Inga und Boris, arbeitete unermüdlich, studierte und gönnte sich keine Ruhe. Sie war glücklich und zufrieden – der junge Sowjetstaat festigte sich und erstarkte. Auch durch die Arbeit der Genossin Lucie Rebentisch.
Dann ertönte im Juni 1941 aus den Lautsprechern in Straßen, auf Plätzen und Bahnhöfen, in Krankenhäusern, Schulen und Kinderheimen, in Restaurants und Wohnungen die entsetzliche Nachricht: Der deutsche Faschismus hat die Sowjetunion überfallen, die Städte Kiew und Minsk bombardiert – es ist Krieg! Krieg!
Ernst und schweigsam gingen die Menschen an ihre Arbeit, die Männer in Büros, um sich sofort freiwillig für die Armee zu melden, Lucie und ihre Genossen an die Erfüllung notwendiger Aufgaben.
In Sekunden hatte sich das Leben verändert, es wurde auf eine Art fremd, doch auf neue, andere Art verpflichtend. Schulen mußten geschlossen, Kinder evakuiert werden. Krieg! Auch Lucie mußte mit ihren beiden Kindern Moskau verlassen. In tiefschwarzer Nacht ging sie mit ihnen, nur das Notwendigste mit sich tragend, auf den Transport, viele Tage und Nächte, nach Stalingrad, zu Verwandten.
Die Front jedoch rückte näher, Frauen und Kinder verließen die Stadt. Inga, die Tochter, schwer krank, und Boris, erhielten die Einweisung in ein Kinderheim bei Swerdlowsk.
Trotz alledem – die Genossin Lucie war glücklich. Wieder konnte sie Kindern helfen, sich in diesem ungewöhnlich schweren Leben des Krieges besser zurechtzufinden. Sie arbeitete in diesem Kinderheim für alle Kinder, kochte, wusch, nähte, beschaffte Feuerung und Lebensmittel und gab allen ihre Mutterliebe. Zu allem hatte sie Kraft, sie wußte, sie wurde gebraucht.
Bis zur Beendigung des Großen Vaterländischen Krieges arbeitete Lucie wieder in Moskau. Die Wunden, die der grausame Krieg den Sowjetvölkern geschlagen hatte, half sie bis 1957 zu heilen. Dann, endlich, kehrte sie in ihre Heimat, in ein sozialistisches Vaterland, zurück. Ihre Eltern sah sie nicht mehr wieder. Aber sie wußte: Auch hier wurden alle Hände gebraucht. Für den Aufbau des ersten Staates der Arbeiter und Bauern auf deutschem Boden.
Und auch hier gab es für die Genossin Lucie kein Ausruhen. Ihr Haar war schon weiß, die Augen sehr schwach, dennoch mußte sie tätig sein. Und die Pioniere der Alex-Wedding-Oberschule im Berliner Friedrichshain waren alle ihre Kinder.
„Nun bin ich, wie man so sagt, ein Arbeiterveteran. Die Hände könnten ruhen", sagte die Kommunistin Lucie Rebentisch. „Aber ich werde versuchen, einiges aus meinem Leben aufzuschreiben, eigentlich gedacht für meine Kinder und Enkel. Zum Ansporn, zur Mahnung und zur Vermittlung von Erfahrungen aus unserer Kampfzeit."
Und sie verfaßte eine Schrift mit vielen Episoden aus ihrem Leben. Im Gespräch sagte sie bescheiden, zurückhaltend: „Es sind nur einige, eigentlich ist nichts Besonderes an ihnen, sie gehören zum Leben eines Kommunisten."
In ihrer Niederschrift steht an einer Stelle zu lesen:
„Bei der Aufzeichnung einiger Monate aus meinem Leben wuchsen meine Kräfte wieder, denn mit jeder Zeile stellte ich fest, ich habe nicht umsonst gelebt."

Ulla Brocke

Timurfreundschaft

Für uns stand fest: Da mußten wir unbedingt mal hin!
Der kurze und sachliche Brief der POS 11 „Hans Marchwitza" aus Potsdam weckte unser Interesse. Ältere Menschen unterstützen, sie regelmäßig betreuen, einkaufen, im Haushalt helfen – das ist an vielen Schulen zur guten Tradition geworden. Darüber konnte man schon einiges lesen. Daß es aber Pioniere und FDJler gibt, die über viele Jahre diese Aufgaben erfüllen, ist sicherlich noch nicht überall so.
Maja Lenuweit und ihre Freundin Beate Seeland aus der Klasse 8a, beide langjährige Timurhelfer, lernten wir persönlich kennen. Für Maja gehört Timurarbeit seit der 1. Klasse einfach mit dazu. Zweimal in der Woche, mittwochs und freitags, geht sie zu Frau Edelmann, einer 85jährigen fast blinden Frau. Angefangen hatte es mit Frau Edelmanns Hund. „Ich habe beim Spielen oft die alte Frau mit ihrem Hund beobachtet. Und weil ich Tiere sehr gerne habe, durfte ich ihn dann selbst spazieren führen. Häufig bin ich nachmittags zu Frau Edelmann gegangen, habe mich mit ihr unterhalten, mit dem Hund gespielt oder mit ihr zusammen die Sammlung alter Ansichtskarten angesehen. Als es dann mit den Augen von Frau Edelmann schlimmer wurde, und sie fast nichts mehr sehen konnte, brauchte sie meine Hilfe. Ich erledigte Einkäufe, schrieb an ihre Verwandten und las ihr aus der Zeitung vor. Das ist auch noch heute so."

Zeichnung: Christine Nahser



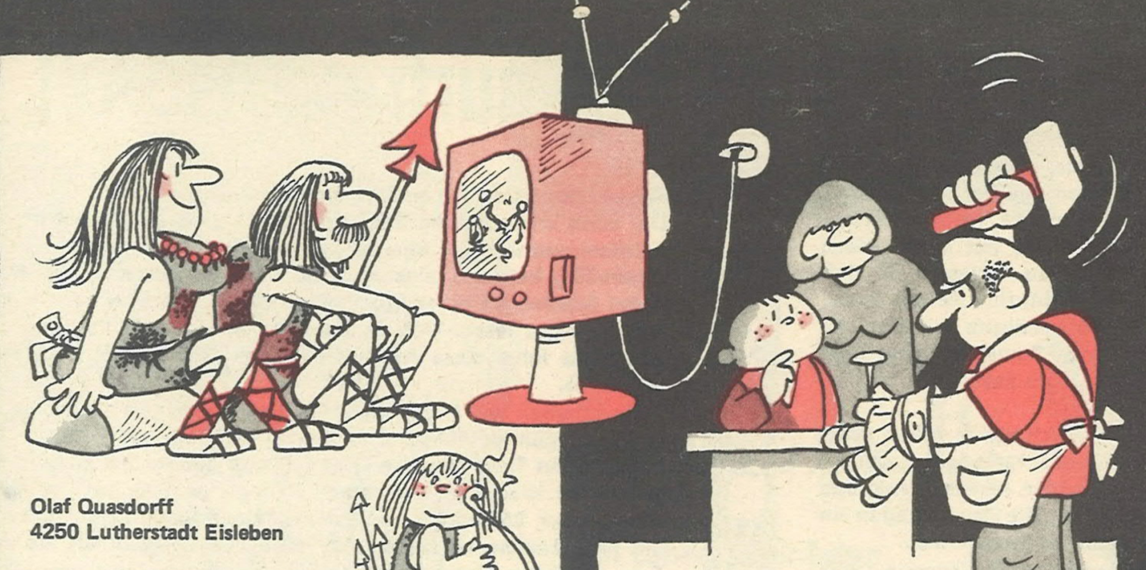
Aus dieser anfangs flüchtigen Bekanntschaft ist eine richtige Freundschaft geworden. Maja geht nicht nur zu Frau Edelmann um zu helfen, sondern auch um sich mit ihr über ihre Probleme oder die Erlebnisse in der Sportgemeinschaft Reiten zu unterhalten.

Manchmal hilft auch die Schwester

Beate betreut seit vier Jahren eine jetzt 91jährige Frau.
Frau Schauerte wohnt in ihrer Nähe, und Beates Mutter hat erfahren, daß dort dringend Hilfe nötig ist. Beate bringt ihr das Mittagessen oder kauft für sie ein. Da Beate in der Musikschule zum Klarinettenunterricht geht, übernimmt manchmal ihre Schwester Dorothea die Timurarbeit.
Barbara Steep, die Freundschaftspionierleiterin der Schule, kann von ihren Pionieren sagen, daß es für sie selbstverständlich ist, zu helfen. Siebzig Pioniere und FDJler leisten Timurarbeit. Im Timurstab sind Schüler der Klassen 2 bis 10 vertreten.
Die Timurhelfer der POS „Hans Marchwitza" nehmen ihre Aufgaben sehr ernst. Sie helfen gern, und die Timurhilfe ist eine Tradition der Pioniere und FDJler dieser Schule. Was sie so wertvoll macht, ist mehr als nur die Hilfe. Das ist das ganz persönliche Verhältnis, was zwischen den Timurhelfern und den alten Leuten besteht, ist das gegenseitige Verstehen und Anhören, ist die persönliche Freundschaft.

4. DISKUSSIO

ALLES EINBIL

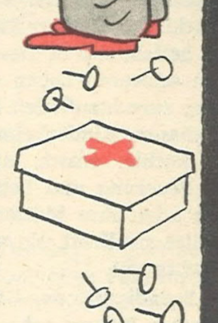


Olaf Quasdorff
4250 Lutherstadt Eisleben

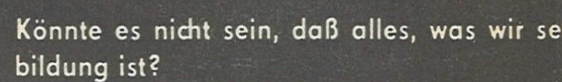
In dem Artikel heißt es, daß man die Welt nicht richtig sehen kann. Das wiederum hieße, daß manche Menschen die Einbildung hätten, sie lebten in der Steinzeit, andere wiederum würden in der Bronzezeit leben. Viele Tage habe ich darüber nachgedacht und bin zu dem Schluß gekommen, daß das mit der Einbildung nicht so ist und nicht sein kann.

Thomas Göhler
7840 Senftenberg

Die Wahrnehmung von Empfindungen hat mit Einbildung nichts zu tun. Alles ist eine Widerspiegelung von dem, was auf der Erde wirklich existiert. Deshalb ist, was man sieht, riecht, hört und fühlt, keine Einbildung, sondern Wahrheit.



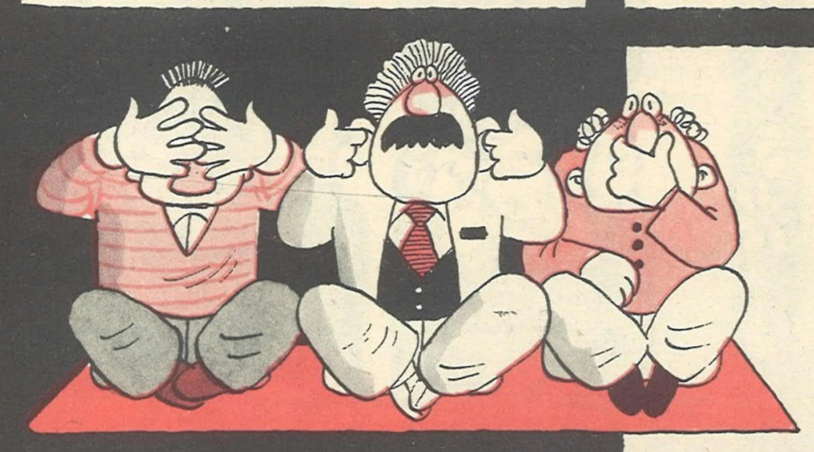
Könnte es nicht sein, daß alles, was wir se
bildung ist?
Diese Frage von Birgit Lorenscheidt gaben w
sende Zuschriften erreichten uns. Ernste un
führten „Frösi"-Leser ins Diskussionsfeld.

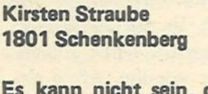


Antje Hofmann
8700 Löbau

Diese Frage ist nicht leicht, aber doch möchte ich sie mit einem klaren „Nein" beantworten. Ganz besonders deutlich wird es am Periodensystem der Elemente. Mendelejew „erfand" auf der Grundlage bekannter Elemente neue Symbole und Namen. Diese waren noch nicht entdeckt, aber Mendelejew war es möglich, mit Hilfe seines Wissens neue Elemente zu erkennen, zu erfinden.

GALLIUM (Ga)
GERMANIUM (Ge)
SKANDIUM (Sc)

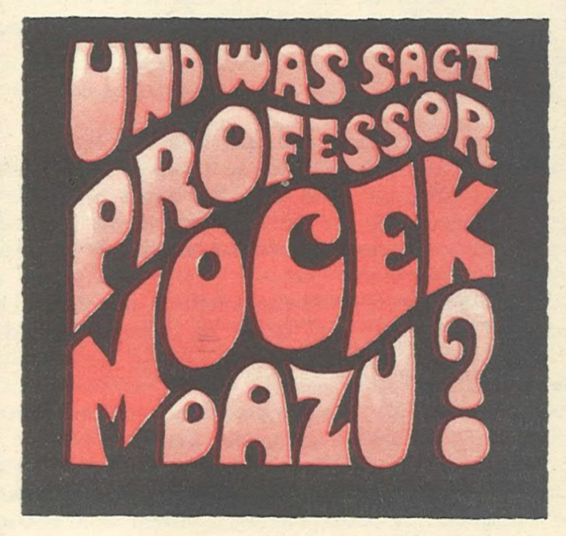




Kirsten Straube
1801 Schenkenberg

Es kann nicht sein, daß Sehen, Fühlen, Hören und Riechen nur Einbildung sind, denn irgendwoher müssen auch die Einbildungen kommen. Oft entstehen sie aus Erfahrungen. Wenn die Menschen nicht hören könnten, könnten sie auch nicht sprechen, und es könnte sich somit keine Sprache bilden.

Zeichnungen: Richard Hambach



Die Geschichte zeigt, daß die Menschheit das Wesen der Dinge Zug um Zug erkennt und aufdeckt. Unsere Sinnesorgane sind dabei eine unentbehrliche Grundlage – wie könnte man arbeiten ohne sie? Aber nur im Verein mit dem schöpferischen Denken ist Erkenntnis möglich.
Der Beweis für die weitgehende Zuverlässigkeit unserer Sinneswahrnehmungen wird im täglichen Leben tausendmal erbracht, auch dafür, daß der Mensch allein mit seinen Sinnesorganen das Wesen der Dinge nicht erkennen kann.
In einem unüberwindbaren Widerspruch bildeten sich zwei Lager der Philosophen – die einen betonten, daß wir die Welt mit Hilfe unserer Sinnesorgane und des Denkens erkennen können; die anderen meinten, daß uns das wahre Wesen der Welt verschlossen bleibe, weil die einzige direkte Brücke des Menschen zu dieser Welt, eben die Sinnesorgane, unzuverlässig seien und nur an der Oberfläche der Dinge haften bleiben. Vertreter dieser Auffassung haben früher tatsächlich die Meinung gehabt, daß alles nur in unserer Einbildung existiere, nicht aber für sich selbst. Einen dieser Philosophen möchte ich nennen: G. Berkeley. Er lebte von 1684–1753 in England. Diese Philosophie wird mit einem bestimmten Ausdruck bezeichnet: Subjektiver Idealismus. Aber in der extremen Form vertritt ihn heuzutage kein Mensch mehr – daß das alles Einbildung sei, das kann man ernsthaft auch innerhalb derjenigen Philosophie nicht mehr vertreten, die den subjektiven Idealismus hervorgebracht hat: innerhalb der bürgerlichen Philosophie. Lenin hat diejenigen Philosophen, die sich gegen die Erkennbarkeit der Welt ausgesprochen haben, sehr hart und streng kritisiert. Dies geschah vor allem in seinem vor über siebzig Jahren erschienenem Buch „Materialismus und Empiriokritizismus".
Was lehrten die Vertreter dieser Auffassung? Sie meinten, daß man das Wesen der Welt nicht erkennen könne. Wohl sei es möglich, bestimmte Erfahrungen, die man mache, zur Grundlage von Handlungen zu



hen, fühlen, hören, riechen, denken Ein-

ir in „Frösi“ 3/80 an euch alle weiter. Tau-
d heitere, fröhliche und ulkige Argumente



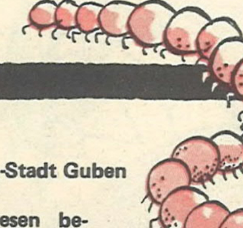
Sylvia Wolff
4020 Halle/Saale

Als ich noch klein war und abends allein zu Hause bleiben mußte, bildete ich mir oft ein, ich höre Schritte oder andere Geräusche. Als ich dann überall nachgeschaut habe, war ich überzeugt, daß ich mir das nur eingebildet habe.

Birgit Schönfeld
2621 Warnow

Wir haben in der Zeichenstunde einen Versuch gemacht. Wir haben auf ein weißes Stück Papier ein kleineres Stück rotes Papier geheftet und fünf Minuten lang nur das rote Papier angeschaut. Als es dann weggenommen wurde, haben wir auf dem weißen Stück ein kleineres grünes Stück Papier gesehen, obwohl gar nichts da war. Das ist Einbildung!



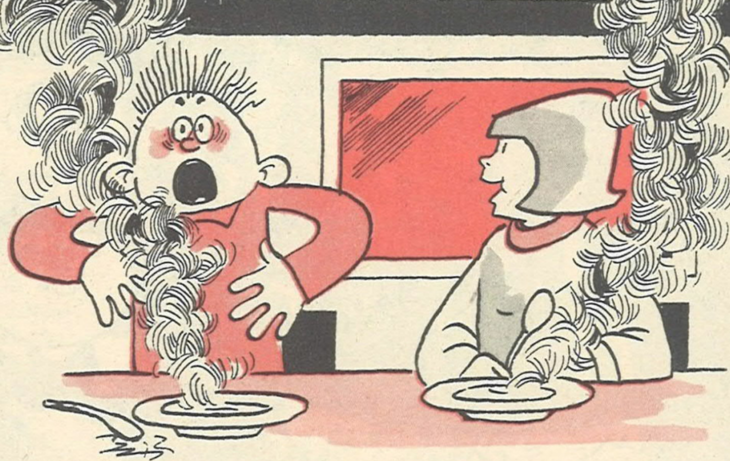


Mario Förster
7260 Oschatz

Wenn es wirklich Einbildung wäre, was man sieht, wieso sehen dann so viele im Fernsehen das gleiche Bild? Oder wenn es an der Tür klopft, man macht auf, und es steht dann wirklich jemand draußen?

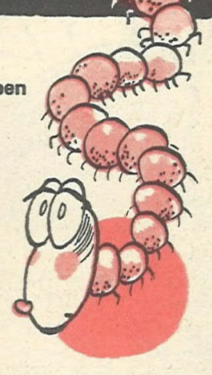
Grit Neubert
9150 Stollberg

Das meiste, was ich sehe, kann ich auch anfassen. Also keine Einbildung.
Wenn das Essen zu heiß ist und ich mir die Zunge verbrenne und darauf meinen Nachbarn vor dem gleichen Essen warne, und er kostet trotzdem, dann müßte auch er der Meinung sein, daß nicht alles bloß Einbildung ist.



Bernd Städter
7540 Wilhelm-Pieck-Stadt Guben

Die ersten Lebewesen bestanden aus einfachen Sinnesorganen, die sich immer weiter entwickelten. Durch unsere Höchstentwicklung können wir die Welt besser wahrnehmen und erforschen, hauptsächlich durch unser hochentwickeltes Gehirn.



nehmen. Wenn ein Streik erfolgreich verlief, dann könne man getrost den nächsten vorbereiten. Aber im Grunde genommen seien das eben nur Erfahrungen – ob es in der Gesellschaft objektive Gesetzmäßigkeiten gebe, das könne man nicht wissen. Diese Philosophie verneint also, daß es in der Gesellschaft gesetzmäßige Vorgänge gibt. Eine Philosophie, die behauptet, daß man nicht wissen könne, ob es so etwas wie gesetzmäßigen historischen Fortschritt gebe, macht das Proletariat mutlos, nimmt ihm die Gewißheit, daß es sich lohnt, für eine neue und gerechte Gesellschaftsordnung zu kämpfen.
Die Frage nach der Erkennbarkeit der Welt hat also weitreichende Konsequenzen. Und so beantwortet der Materialismus die Fragen ganz anders, gibt dem Proletariat Mut, Ziel und Kampfeskraft. Es war eine der grundlegenden Entdeckungen von Karl Marx: Das Wesen der gesellschaftlichen Entwicklung den Verlauf der Geschichte, materialistisch und historisch aufzudecken.
Was heißt Materialismus? Das heißt, daß die Welt von Ewigkeit her existiert und alles, was sie enthält, sich nach eigenen Gesetzen dieser Welt entwickelt. Es gibt keinen Gott, der alles geschaffen habe. Und – der Materialismus beinhaltet, daß diese Welt erkennbar ist. Das ganze bisherige gesellschaftliche Leben hat den Beweis erbracht, daß die Menschen die Gesetze ihres Lebens auch ausnutzen. Die Praxis ist der beste Beweis für die materialistische Lehre, daß die Welt erkennbar ist. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß bereits alles erkannt ist! Dies betrifft sowohl die Geschehnisse der Natur, als auch die der Gesellschaft.
Gegen die Erkenntnis der Gesetze des gesellschaftlichen Fortschritts überhaupt richten sich erklärlicherweise diejenigen Kräfte, die die bestehenden kapitalistischen Verhältnisse verewigen wollen. Zweifel an der Erkennbarkeit der Welt, vor allem der Gesellschaft und ihrer Perspektive, werden von der gegenwärtigen Philosophie des Imperialismus immer wieder vorgebracht. Die Namen für die jeweiligen Strömungen dieser Philosophie ändern sich, aber ihre Kampfstellung gegen den historischen Fortschritt, gegen die Erkennbarkeit der Welt bleibt.
Und damit kehren wir zum Ausgangspunkt zurück. Ist die Welt erkennbar? – das ist zweifellos eine wichtige Frage, eine Klassenfrage, eine Frage des Klassenkampfes, weil der Prozeß der Erkenntnis der Welt schwierig ist, zu Täuschungen und Irrtümern führen kann. Wenn man die Erkenntnis allein auf die Sinnesorgane beschränkt, dann erhält man keine Gewißheit über das Wesen der Dinge. Die werktätigen Menschen aber haben ihr Interesse an der Gestaltung einer menschenwürdigen sozialistischen Gesellschaft. Dazu brauchen sie die Wissenschaft und ihre Philosophie, die den Grundsatz der Erkennbarkeit der Welt konsequent vertritt.

Prof. Reinhard Mocek

FRÖSI-FEST IN SCHWEDT

Die Pioniere der Philipp-Müller-Oberschule in Schwedt feierten den vorigen Pioniergeburtstag mit einem großen „Frösi"-Fest. Soviel Trubel hat unser Schulhaus kaum jemals erlebt. Da gab es Knobeleien, eine Disko, eine Galerie und Zeichenstraße, Bastelstraße und Wiktorina, Teestube, „Frösi"-Test, Talentetreff, „Frösi"-Café, Wissenstest und ein Lese- und Lachkabinett. Bei allen zwölf Stationen war eine Verbindung zu unserem beliebten Pioniermagazin. Und man mußte sich ganz schön beeilen, wollte man alle Stationen erleben. Es war einfach toll!

Wir hatten uns auch sehr gut darauf vorbereitet. Lehrer, Eltern und FDJer halfen uns. Und jede Gruppe hatte ihre bestimmten Aufträge. Meine Gruppe hatte zum Beispiel den Auftrag erhalten, für dieses Fest Wandzeitungen anzufertigen. Mein Freund und ich stellten allein fünf zusammen. Jeder wußte, was er zu tun hatte und berichtete dem Freundschaftsrat darüber.

Das Fest eröffneten wir mit einem Appell. Dann wurde eine Riesentorte von einem Meter Durchmesser hereingefahren, das Geschenk der Großbäckerei Schwedt. Danach konnte jeder lachen, tanzen, knobeln, schreiben, basteln, malen.

Ich ging zuerst zur „Frösi"-Wiktorina. Dort mußte man einige Fragen beantworten. Dann zog ich bei der „Frösi"-Tombola einige Lose zu 25 Pfennig. Zwar hatte ich kein Glück, aber das eingenommene Geld diente einem guten Zweck. Wir überwiesen es auf das Solidaritätskonto.

Beim „Frösi"-Test wurden einige sportliche Übungen verlangt. Das machte mir Spaß, strengte aber auch an. Doch dann kamen Konni und Susanne und holten mich zum Sketch-Wettbewerb. Ingo Quaasdorf und ich führten zwei Sketche vor.

Nach dem Lachkabinett, wo es über „Frösi"-Witze genug zu lachen gab, ging ich mit Torsten zum Café. (Die Tote reichte für alle, und es blieb noch etwas übrig!)

Auf einmal rannten viele zur Sporthalle. Dort fand die große lustige Abschlußstaffel statt. Es gab drei Mannschaften. Eine Judojacke mußte angezogen werden, ein Gürtel umgebunden, dann durch einen Kriechschlauch gekrochen werden. Jeder mußte eine Rolle vorwärts machen und am Ziel einen Luftballon aufblasen, bis der platzte. Darin befand sich ein Buchstabe. Der mußte auf den richtigen Platz gehängt werden, so daß dann alle Buchstaben immer den Namen einer bekannten „Frösi"-Figur ergaben. Auch hier herrschte eine tolle Stimmung.

Danach fand die Siegerehrung statt. Auch ich erhielt einen Preis. Was uns so gefallen hat ist, daß wir selbst viel vorbereitet haben und beim Fest dann alle mitmachten. So konnte man nicht nur raten, malen, tanzen und spielen, sondern auch vorspielen, singen, rezitieren, turnen und dichten.

Auch einige der hier vorgestellten Verse über „Frösi" sind von uns. Und wem es gefällt, der kann es nachmachen. Pioniergeburtstag ist in jedem Jahr.

Stefan Schröder,
Philipp-Müller-Oberschule, Schwedt

Fröhlich sein und singen,
ein wenig Freude bringen
allen Kindern, groß und klein,
das muß eine schöne Aufgabe sein.

Irina Merker

Die „Frösi" bringt Rätsel,
Sport und Spiel.
Ich lese sie gern und lese darin viel.
Die „Frösi" ist ein Zeitvertreiber;
sie gefällt mir gut, ich lese sie weiter!
Die „Frösi" ist sehr interessant;
darum warte ich gespannt
aufs nächste Heft.

Heiko Riebessel

Warum die „Frösi" mir gefällt?
Weil Wissenswertes sie enthält!
Humor wird auch ganz groß geschrieben,
weil wir das Lachen so sehr lieben.
Für Rater ist auch was dabei –
denkt nur mal an die Knobelei.
Vielleicht bekommt man einen Preis,
wenn man die Lösung richtig weiß!
Suchst du 'nen Ratschlag übers Tier,
so findest du die Antwort hier.
Oft gibt es was aus Sport und Spiel.
Man findet in der „Frösi" viel:
Geschichten, Märchen oder Sagen,
die Langeweile kann nicht plagen.
Die „Frösi" liest man mit Vergnügen –
von Thüringen bis Insel Rügen!

Jan Wendland

Zeichnungen: Fred Westphal

Zwei Prahlhans-Riesen

USBEKISCHES MÄRCHEN


Zeichnung: Karl Fischer

Zwei Riesen, die Brüder waren, lagen im Sand und prahlten. „Ich", sagte der Riese Karambek, der ältere der Brüder, „stand heute morgen zeitig auf und ging, wie gewöhnlich, an das Ufer des Meeres, um mich zu waschen. Das Meer war ruhig. Als ich das erste Mal mit der Hand Wasser schöpfte, kamen Wellen auf – so hoch wie ein einstöckiges Haus. Als ich das zweite Mal Wasser schöpfte, erhob sich ein Sturm, das Meer bebte. Während ich mich wusch, brach ein Orkan aus, der die Schiffe zum Sinken brachte."

Da sagte der jüngere und etwas kleinere Riese Schalgambek: „Ich habe mit dem Wind eine Wette abgeschlossen, wer von uns stärker sei. Wir sind in einen Garten gegangen, in dem es eine Unmenge Früchte gab. Als der Wind blies, bewegten sich die Zweige, und die Blätter raschelten. Dann blies ich – und von den Zweigen flogen die reifen Früchte in den Himmel. Nach einer Woche hagelte es am anderen Ende der Welt reife Birnen, Pflaumen und Weintrauben."

Da sagte der Riese Karambek: „Kürzlich wollte ich eine Reise unternehmen, konnte aber kein passendes Pferd finden. Alle waren sie schwächlich und mager. So sattelte ich den höchsten Gipfel des Gebirgsrückens und schlug ihn so mit der Peitsche, daß er sich in Bewegung setzte, zu wiehern begann und schneller als jedes Reitpferd davon galoppierte."

„Aber ich", sagte Schalgambek, „bekam plötzlich in der vergangenen Nacht Hunger, durchstöberte alles ringsum, fand aber kein Krümchen. Da sehe ich am Himmel einen appetitlichen Fladen – den Mond. Ich aß ihn nicht ganz auf, ein kleines Stück habe ich dir gelassen ..."

„Aber ich ..."

Die Riesen hätten noch lange weiter geprahlt, wenn nicht ein Bauer an ihnen vorbeigekommen wäre. Der hörte die Prahlerei und lachte. Denn die Geschichten der Riesen erheiterten ihn sehr. „Hört auf zu prahlen, ihr Riesen. Ihr seid so groß und treibt nur Unsinn. Es wäre besser, wenn ihr mir helfen würdet, den Acker zu pflügen."

„Wage es nicht, unser Gespräch zu unterbrechen! Wir brauchen dir nur einen kleinen Stups zu geben und du existierst nicht mehr!"

„Hört auf zu drohen, ihr langen Kerle. Seht ihr den Sack dort? In ihm ist Getreide. Ein Getreidekorn ist klein, aber es besiegt jeden Riesen."

„Ha! Ha!" lachten die Riesen, daß der Fluß zu rauschen und die Berge zu zittern anfingen.

„Wo sind die Körner? Lege jedem von uns ein Korn auf die Zunge."

Die Riesen streckten die Zunge heraus. Der Bauer legte jedem ein Weizenkorn darauf. Die Riesen tranken den Fluß aus. Jeder verschluckte einen Ochsen. Der Ältere auch noch den Pflug. Die Weizenkörner, die in die Bäuche der Riesen geraten waren, quollen rasch auf und begannen zu wachsen.

„Was für einen lächerlich dicken Bauch hast du!" lachte Karambek den jüngeren Bruder aus.

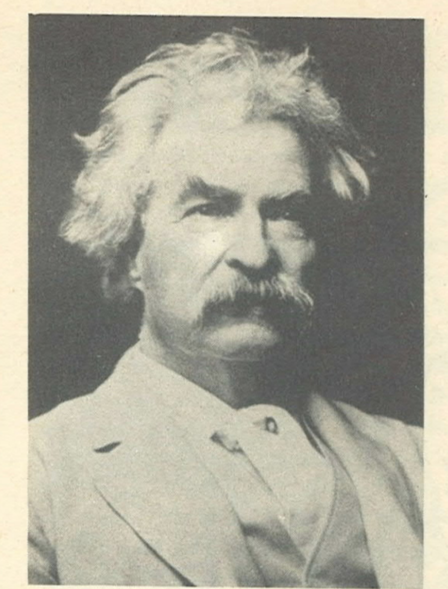
„Du solltest dich lieber selbst ansehen", erwiderte Schalgambek. Da wollten die wie Luftballons aufgeblasenen Brüder den Bauern verschlucken, aber sie kamen nicht mehr dazu, denn sie platzten.

Und wieder zogen die Ochsen den Pflug über das Land. Ihnen folgte der Bauer mit einem Sack voller Weizenkörner über der Schulter und sang ein Lied. Und die Weizenkörner fielen in die Furchen, schlugen kräftige Wurzeln und bald keimte im Feld die junge Saat. So bestrafte der Bauer die Riesen für ihre Faulheit und Prahlerei.

Übersetzung aus dem Russischen: Thea Woboditsch

TOM SAWYER und HUCK FINN –
haben sie wirklich gelebt?

HANSGEORG MEYER



„Alle Mütter der Stadt haßten und fürchteten Huckleberry von Herzen, weil er faul, gesetzlos, gewöhnlich und ruppig war – und weil ihre Kinder ihn alle so bewunderten und sich wünschten, sie getrauten sich zu sein wie er. Tom erging es wie den übrigen achtbaren Jungen, und er hatte strengen Befehl, nicht mit ihm zu spielen. Daher spielte er mit ihm, wo sich nur eine Gelegenheit bot." – Verständlich, daß er es tat. Nur, haben sie jemals gelebt, Tom Sawyer und Huckleberry Finn?

Wer jemals von ihren Abenteuern gelesen hat, dem geht es wie mir: Tom und Huck sind ihm vertraute Freunde. Ich war zehn, als sie mir das erste Mal begegneten, und seither ist kein Jahr vergangen, ohne daß ich ihre Geschichte wieder hergenommen hätte, um mit ihnen bei Nacht zur Jacksoninsel hinüberzurudern und der ganzen schnöden Welt Rache zu schwören und zur eigenen Totenfeier wiederzukommen, um mich mit Tom und Becky Thatcher in der Höhle zu verirren und schlimme Angst vor dem Injaner-Joe auszustehen und hinter das Geheimnis des Schatzes zu kommen, um mit Huck Finn und dem schwarzhäutigen Jim den Mississippi hinunterzureisen durchs vielbesungene Dixieland und Freundestreue in Gefahren und Spaß und Leid zu erleben. Kein Jahr ohne Tom und Huck. Nur, die Frage blieb immer, was nun wahr ist an ihrer Geschichte. Ich will sie so gern glauben. Darf ich's mit ruhigem Gewissen?

Daß es im Staate Missouri (USA) auf dem hohen Westufer des Mississippi im Riverside Park der kleinen Stadt Hannibal ein bronzenes Denkmal für Tom und Huck anzustaunen gibt, macht mich höchstens stutzig. Sie haben dort auch ein Tom-Sawyer-Kino und eine Becky-Thatcher-Buchhandlung und ein Hotel „Zum Injaner-Joe" und eine Tom-Sawyer-Höhle; sie haben es nötig. Sie nähren sich recht und schlecht vom Schlachtvieh aus der Umgebung, machen Schuhe aus den Häuten, zermahlen die Kreidefelsen ringsum zu Zement und sind sich dabei einig, die Höhle stehen zu lassen, denn im übrigen leben sie vom Fremdenverkehr. Alle Welt kennt den „Tom Sawyer" und den „Huckleberry Finn" und liebt den großen Mark Twain, der diese Romane geschrieben hat. Hannibal ist seine Heimatstadt gewesen. Wer nach Missouri kommt, der sieht zu, daß er die Nase nach Hannibal hineinstecken kann, und wird ihm dort was anzustaunen geboten, so läßt er gern ein paar Cents zurück, die sonst in der Stadtkasse fehlen würden. Nein, die Attraktionen überzeugen mich nicht. Ich will wissen, was wahr ist an Tom und Huck, meinen vertrauten Freunden.

Hannibal – in Mark Twains Büchern heißt es Sankt Petersburg. Es war mühsam genug in dem einstigen Indianerland gewachsen. 1827 siedelten dort ganze fünf Familien, die hatten laut Stadtchronik „aus Furcht vor den Indianern stets den Finger am Abzug". Um die 1 000 Einwohner waren es, doch nannten sie ihre Ansiedlung schon Stadt, als 1839 der Richter John M. Clemens mit seiner Familie dazukam. Söhnchen Samuel L. Clemens war noch nicht vier Jahre alt.

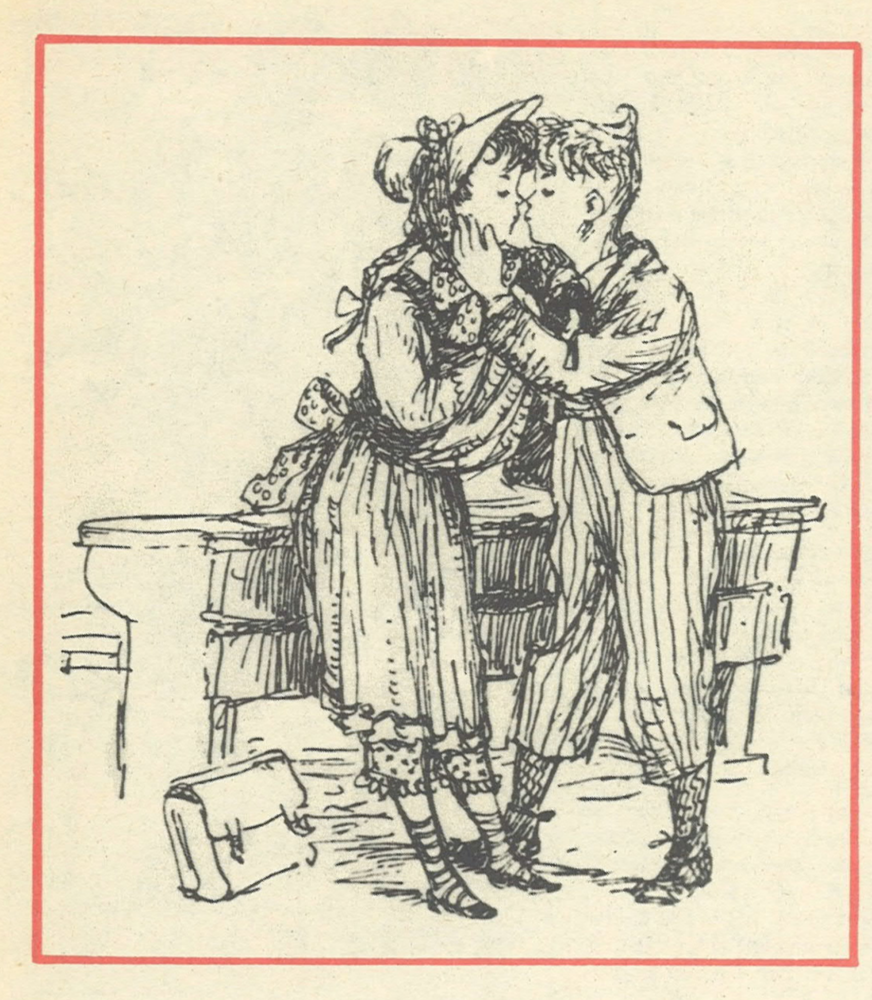
Sammy wuchs heran mit seinen Geschwistern und Freunden und Widersachern und ließ sich von diesem Städtchen Hannibal prägen, wo sie noch immer Angst hatten vor den Indianern und vor herumstreunenden Abenteurern, und aus guten Gründen schon Angst vor ihren schwarzhäutigen Sklaven, die ihnen die Arbeit verrichten mußten. Weil Angst aber die Sinne verwirrt, waren alt und jung abergläubisch durch und durch. Sammy, ein helles Kerlchen, erlebte das alles mit wachen Sinnen: den Ol' Man River Mississippi, damals die Lebensader der USA, die den industriell entwickelten Norden mit dem Plantagenland im Süden verband; das triste Leben in dem Städtchen, diesem Etappenort zwischen Gestern und Morgen, wo die Zeit stillzustehen schien, während sie links und rechts vorbeieilte. Sammy machte seine Streiche zu Wasser und auf und unter der Erde, verkloppte seinen Bruder, kassierte Strafen von Mutter, verliebte sich in Laura Hawkins von gegenüber – kurzum, er war ein Junge wie viele.

Bis er zwölf war und Vater John M. Clemens starb. Da wurde er Schriftsteller, später Zeitungsredakteur, dann Lotse auf einem stattlichen Mississippidampfer. Dort als Lotse empfand er es immer als beruhigend, wenn der Lotgast ihm zurief: „Mark twain!" – zwei Faden Wasser unterm Kiel. Dann kam der Bürgerkrieg zwischen den Nordstaaten und den Sklavenhalterstaaten im Süden, ein paar Tage ritt er mit, begab sich aber bald unter die Goldsucher von Nevada, und schließlich ging er wieder zur Zeitung.

Die Leser in Nevada und Kalifornien horchten auf. Ein gewisser Mark Twain schrieb für sie, man kam aus dem Lachen nicht mehr heraus, es waren unglaubliche Geschichten, liebenswert maßlos übertriebene Bilder vom amerikanischen Alltag, voll von Spott und beißender Kritik. Ein paar Jahre nur, und ganz Amerika las Mark Twains Geschichten, und bald las sie die ganze Welt.

Samuel L. Clemens, alias Mark Twain, war fünfunddreißig und frisch verheiratet, als er Kindheitserinnerungen aufzuschreiben begann. Zuerst





sein Werben um Laura mit den dicken gelben Zöpfen, doch gab er ihr den Namen Becky; sich selbst nannte er Billy Sawyer. Bis ins Frühjahr 1875 trug er Geschichten aus seiner Kindheit zusammen, ungeordnet, wieder und wieder unterbrochen durch die Arbeit an anderen Büchern und Aufsätzen. Aber im Frühjahr 1875 nahm er sich die verstreuten Geschichten her, und binnen sechs Wochen war aus dem Billy der Tom und aus den Papierbündeln das Buchmanuskript geworden. „Tom Sawyers Abenteuer" trat seinen Siegeszug um die Welt an. Zehn Jahre später folgte „Huckleberry Finn".

„Die meisten der in diesem Buch festgehaltenen Abenteuer sind wirklich geschehen; ein oder zwei erlebte ich selbst, die übrigen begegneten Jungen, die mit mir in die Schule gingen." So steht es im Vorwort zum „Tom Sawyer". Bald nach dem Erscheinen des Buches trafen Briefe ein; Leute meldeten sich, die glaubten sich in Toms Geschichte wiedererkannt zu haben. Dutzende von Huck Finns liefen durch Amerika und schworen Stein und Bein, ihre Kindheit mit Mark Twain verbracht zu haben. Jede Höhle stand in dem Ruf, Toms Höhle und Injaner-Joes letzter Aufenthalt gewesen zu sein. Mark Twain nahm es mit Schmunzeln zur Kenntnis. Ab und zu machte er eine Notiz, ganz selten schrieb er eine richtigstellende Antwort.

Aus seinen Notizen: „Meine Mutter hatte ziemlich viel Ärger mit mir, aber ich glaube, sie genoß das. Mit meinem Bruder Henry, der zwei Jahre jünger war als ich, hatte sie überhaupt keinen Ärger... Es war seine Pflicht, mich zu verpetzen, wenn etwas über mich zu berichten war und ich selbst das unterließ, und er erfüllte diese Pflicht getreulich. Er ist Sid im ‚Tom Sawyer'. Aber Sid war nicht Henry. Henry war ein viel anständigerer Junge, als Sid es je war... Die Höhle zog sich meilenweit hin und war ein verwickelter Irrgarten enger hoher Spalten und Gänge. Man konnte sich hier leicht verlaufen; jedem konnte das geschehen – sogar den Fledermäusen. Ich habe mich selbst einmal darin verirrt, zusammen mit einer Dame, und unsere letzte Kerze war fast niedergebrannt, bevor wir die Lichter des Suchtrupps flackern sahen. Injaner-Joe, der Mischling, hat sich dort einmal verirrt und wäre verhungert, wenn ihm die Fledermäuse ausgegangen wären. In ‚Tom Sawyer' ließ ich ihn in der Höhle verhungern, aber das geschah im Interesse der Kunst."

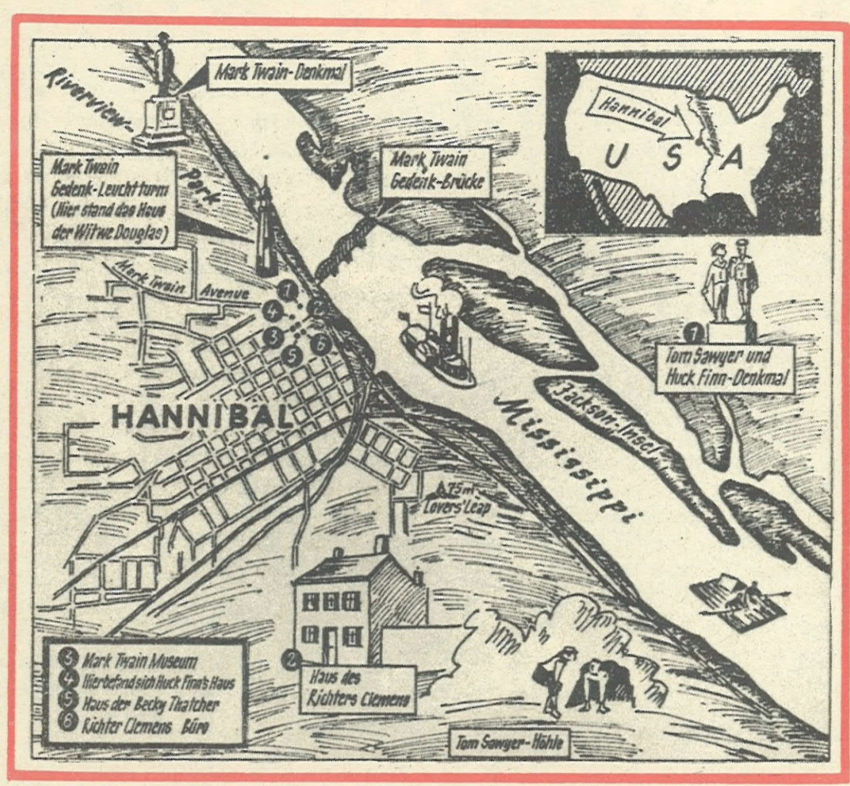
Was den Huck Finn betrifft, so gab Mark Twain zwei Jahre vor seinem Tod, 1906, bekannt, daß er Tom Blankenship geheißen hat und wirklich der Sohn eines Trunkenboldes war. „Er war unwissend, ungewaschen, unzureichend ernährt; aber er hatte ein so gutes Herz wie nur je ein Junge ... Und da unsere Eltern uns den Umgang mit ihm verboten hatten, machte das Verbot seine Gesellschaft drei- bis viermal so wertvoll... Vor vier Jahren habe ich erfahren, daß er in Montana Friedensrichter geworden ist, wo er als guter und angesehener Bürger gilt."

Voller Unruhe aber, die er hinter seinem bissigen Humor versteckte, verfolgte Mark Twain das Schicksal seiner literarischen Gestalt Huck Finn. Kaum war „Huckleberry Finn" erschienen, so begann der Krakeel – „teils, weil er ein Lügner war und teils, weil er nach tiefem Grübeln ein schwieriges Problem so entschied, daß er sagte, wenn er wählen müsse, ob er Jim verraten oder zur Hölle fahren wolle, so wolle er zur Hölle fahren – das war eine Lästerung"; und es war für US-amerikanische Begriffe noch weit mehr: denn hier hatten sich der bettelärmste weiße Junge und ein entlaufener Negersklave zusammengetan und boxten sich durch auf der Suche nach Glück! Eine Ungeheuerlichkeit! Sie warfen den „Huck Finn" aus den Bibliotheken; sie haben es fast ein Jahrhundert lang nicht verwinden können, was ihnen Mark Twain da angetan hatte. Spöttisch hat er sie ermahnt: „Wenn man Huck Finn in Ruhe läßt, geht er friedlich seiner Wege und verdirbt hier und da ein paar Kinder, doch da auch ohnedies noch genug Kinder in den Himmel kommen, ist das keine große Sache. Nur wenn wohlmeinende Leute ihn an den Pranger stellen, bekommt er wirklich Gelegenheit, Schaden anzurichten. Dann trägt er das Chaos in alle Kinderzimmer weit und breit..." In ihrem Rassen- und Klassendünkel hören sie nicht auf, den Huck Finn zu verfluchen. Bis heute.

Andere urteilen anders. Der große amerikanische Dichter Ernest Hemingway sagte: „Die gesamte moderne amerikanische Literatur kommt von einem Buch von Mark Twain her, betitelt ‚Huckleberry Finn'." Das will heißen: In Huck Finns Geschichte ist das Leben am Mississippi und im Dixieland zum ersten Mal so wahrheitsgetreu eingefangen, daß sich jedes neuere amerikanische Buch daran messen mußte. Tom und Huck haben „Schule gemacht", und zwar auch außerhalb der USA. Dieses ungleiche Freundespaar regte den Deutschen Ehm Welk zu seinen „Heiden von Kummerow" an, den sowjetischen Dichter Valentin Katajew zu den Kinderhelden seines „Es blinkt ein einsam Segel", und auch Götz R. Richter gesteht freimütig, daß Sammy und Tommy („Savvy der Reis-Shopper", „Die Höhle der fliegenden Teufel", „Aufstand in den wilden Bergen") mit Tom und Huck blutsverwandt sind.

Und darf man nun glauben, was uns Mark Twain da aufgeschrieben hat? Haben Tom Sawyer und Huckleberry Finn wirklich gelebt? Man darf ihnen vertrauen. Ihre Geschichte erzählt die Wahrheit. Außerdem haben sie sogar gelebt.

Die Zeichnungen von Eberhard Binder-Staßfurt entnahmen wir dem Buch „Tom Sawyers Abenteuer" von Mark Twain, erschienen 1955 im Verlag Neues Leben
Fotos: JW/Repro





1. Im Sommer 1949 fährt Peter Baum auf der Ladefläche eines Lastwagens hinauf ins Erzgebirge. Die Genossen haben beschlossen, ihn als FDJ-Funktionär auf die Baustelle der Talsperre zu schicken. Die Staumauer ist wichtig für die Trinkwasserversorgung der Städte und für die Schächte in Aue. Peter Baum weiß: Gebaut sollte schon 1908 zur Zeit des sächsischen Königs werden. Aber erst jetzt mit der Macht der Arbeiter und Bauern wird es möglich.
Die Neuankömmlinge treffen sich im Dorf. Viele sind jünger als Peter Baum, die meisten erst fünfzehn, sechzehn Jahre. Die Jungen kommen von überall her, aus den Dörfern, aus den Städten und von den Straßen. Auf so viele Helfer ist man in den ersten Tagen nicht eingerichtet. Einige finden in Jugendherbergen Quartier. Für andere bleibt in der ersten Nacht nur der Wald. Peter Baum baut sich seine Schlafstelle im Heidekraut. Der Koffer dient ihm als Kopfkissen.





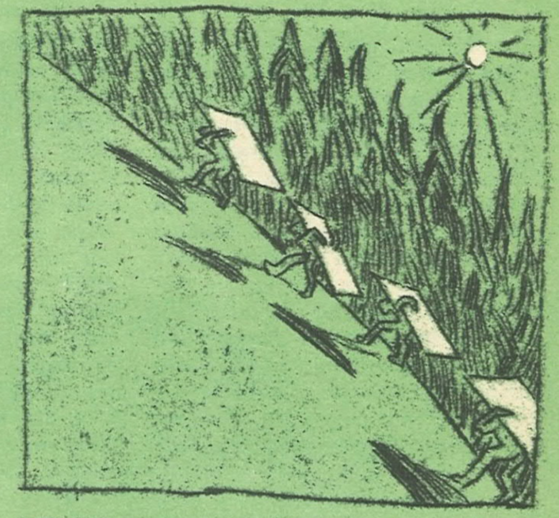
2. Am Morgen sind die Gesichter der „Waldmenschen" von Mücken zerstochen. Im frischen Gebirgswasser kühlen die künftigen Talsperrenbauer ihre Haut. Einige Jungen sind enttäuscht und wollen sich gleich wieder auf den Rückweg machen. Peter Baum stellt sich ihnen in den Weg: „Ich dachte, ihr wolltet eine große Staumauer mitbauen. Jetzt ergreift ihr schon vor den kleinen Mücken die Flucht, oder ...?" Die Jungen bleiben. Feiglinge wollen sie nicht sein.



3. In den Bergen fehlt es an allem. Peter Baum ist fast jeden Tag mit dem FDJ-Stabsleiter unterwegs. Sie besorgen Kartoffeln, alte Töpfe, Kannen aus Geschoßhülsen, wurmstichige Möbel. Es gibt Tage, da bleibt den Bauleuten nichts anderes übrig, als in die Dörfer hinabzusteigen und um eine Handvoll Nägel zu bitten. Anders kommen sie im Tal der Kleinen Bockau nicht weiter.



4. Die Unterbringung der Leute auf der Baustelle wird immer komplizierter. Der FDJ-Stab beschließt, Baracken aufzustellen. Das ist nicht einfach. Die Bauleitung fragt: „Und wie wollt ihr die Teile auf den Berg bringen?" – „Im Huckepack!" meinen die FDJler. Die Leitung sagt: „Das ist zu anstrengend. Ehe wir so etwas beschließen, probieren wir das erst einmal selbst aus. Gleich morgen! Dann werden wir weitersehen ..."



5. Der FDJ-Stabsleiter ist ein pfiffiger Mann. Zusammen mit Peter Baum denken sie sich einen geheimen Plan aus. Noch am Abend stellen sie kleine Trupps von besonders kräftigen Jungen zusammen. Sie hocken versteckt hinter Büschen, als am anderen Tag nach Feierabend die Leitung erscheint. Zu viert laden sich die Genossen ein Barackenteil auf und kraxeln den Hang hinauf. Die Männer kommen ins Schwitzen, bevor ein Viertel der Strecke bewältigt ist.



6. Oben am Ziel glühen ihre Gesichter vor Anstrengung wie rote Tomaten „Ich glaube, für die Jungen ist die Sache zu schwer", sagt einer. In diesem Moment ertönt ein Pfiff. Unten im Tal wimmelt es plötzlich von Menschen: Peter Baum und seine Leute. Immer zu viert packen sie zu und balancieren die schweren Teile hinauf auf den Berg. Die Bauleitung staunt. „Ich glaube, die Sache ist entschieden", sagt der FDJ-Stabsleiter lächelnd zu Peter Baum. Der grinst.

7. Peter Baum arbeitet im Steinbruch. Dort werden die Steine für die Talsperre gebrochen. Peter bedient eine Bohrmaschine. Die Arbeit kostet viel Kraft. Tag für Tag wird der Körper durchgeschüttelt, Stunde für Stunde. Am Abend fühlt Peter Baum kaum noch seine Arme. Und doch steigt er wie die anderen nach Feierabend mit Barackenteilen über den steilen Hang. Die Barackenstadt soll schnell stehen. Jeder hofft dort auf einen besseren Schlafplatz als auf den Strohsäcken in den überfüllten Herbergen.







8. In diesen Wochen macht auf der Baustelle ein Buch die Runde. Der sowjetische Schriftsteller Nikolai Ostrowski hat es geschrieben: „Wie der Stahl gehärtet wurde". Die FDJler sind begeistert von dem Helden des Buches. Er heißt Pawel Kortschagin. Den Jungen und Mädchen auf der Baustelle gefällt, wie im Buch die Komsomolzen für die neue Zeit kämpfen. Die FDJler geben ihrer Barackensiedlung den Namen „Jugendstadt Komsomol".

9. Die Talsperrenbauer schreiben ein Lied, ihr Lied von der Arbeit. Abends, am Lagerfeuer, singen sie immer wieder:
„Freunde sind wir aus dem ganzen Land.
Freunde aus allen Berufen.
Wir fassen ein jeder des anderen Hand,
die Heimat hat uns gerufen."
Peter Baum spielt dazu Akkordeon – so gut, wie er es vor Jahren bei Bürgermeister Larras in seinem Heimatdorf gelernt hat. Das Lied gibt ihnen Mut.





10. Im Oktober 1949 erklingt ihr Lied auch Unter den Linden in Berlin. Am 7. Oktober ist die Deutsche Demokratische Republik gegründet worden. Für den 11. Oktober ruft die Freie Deutsche Jugend ihre Mitglieder zu einem großen Fackelzug in die Hauptstadt. Aus Sosa macht sich eine Gruppe von 30 jungen Bauleuten mit einem Lastwagen auf den Weg. Auch Peter Baum gehört zu den Glücklichen. Mit Fahnen und Spruchbändern haben sie ihren Lkw festlich wie zu einem Mai-Umzug geschmückt.

11. Je näher sie Berlin kommen, desto mehr Lastwagen und Bussen begegnen sie. Viele sind so bunt geschmückt wie ihr Auto. Plötzlich wird Peter Baum munter. Vor ihnen fährt ein blauer Bus – der „Blaue Otto"! Peter winkt und ruft. Da ist ja auch Dieter Darius! Er freut sich sehr, als er den alten Freund erkennt. „Wir sehen uns Unter den Linden beim Fackelzug!" ruft Peter Baum.





12. Unter den Linden und in der Friedrichstraße wimmelt es von Menschen. Hunderttausende sind unterwegs, um den neugegründeten Staat zu feiern. Die breite Allee leuchtet im Schein der Fackeln. Gleich hinter den Berlinern marschieren die FDJler aus Sachsen an der Tribüne vorüber. „Sachsen grüßt unseren Freund Wilhelm Pieck!" rufen sie dem Präsidenten zu. Peter Baum hat Dieter Darius gefunden. Seite an Seite, jeder eine Fackel in der Hand, gehen sie in dem kilometerlangen Strom der Menschen.

13. Peter Baum und die anderen kehren mit vielen Erlebnissen aus Berlin zurück auf die Baustelle. Hier gibt es viel zu tun. Schon bald bricht der Winter mit strengem Frost herein. Trotzdem sollen die Bautermine gehalten werden.
„Man müßte ein großes Zelt haben", sagt einer. Das ist die Idee! Peter Baum erinnert sich an einen kleinen Wanderzirkus, der in der Nähe im Winterquartier steht. Die Bauleitung wird sich mit dem Direktor einig. Das Zelt kommt auf die Baustelle. Heizungsrohre werden unter die Zeltbahn geführt. Die Maurer können weiter arbeiten.





14. Im Sommer 1950 wird der Grundstein gelegt für die große Staumauer. Die Gerüste stehen wie eine breite Brücke im Tal. An den Hängen haben sich die Bauleute versammelt. Eine Schatulle aus Stahl wird in den Grund eingemauert. Sie enthält den Text der Nationalhymne, ein paar Münzen, einen Speisezettel der Lagerküche und die Namen aller Brigaden der Baustelle. Peter Baum hat ein Schild malen lassen. Auf ihm kann jeder lesen: „Der König von Sachsen gab auf – wir stauen den Wasserlauf!"

Zeichnungen: Sabine Kahane
HANS-GERT TREBUSCH

Fortsetzung folgt!



Zeichnungen: Otto Sperling

Von FALL zu FALL

Text und Fotos: Klaus Trecke

Ich, Reporter Droll, fliege da so in ziemlicher Höhe vor mich hin, freundliche Rabengedanken im Sinn, Vorfahrt von rechts war nicht zu beachten, da klemmt es plötzlich. Meine rechte Schwanzfeder! Hoffnungslos steil senkrecht steht das Ding! Und ich segle ohne Hoffnung auf eine Kursänderung geradewegs nach unten, dem Boden zu!
Da, oh Wunder, rauschte es plötzlich und ein Mensch schwebte neben mir her.
Der freundliche Mann, wie sich gleich zeigen



sollte, hing an einem riesengroßen bunten Fallschirm. Unter Raben haben sich diese Dinger noch nicht durchgesetzt, wahrscheinlich werden sie zu selten gebraucht!

„Reporter-Raben-Rettung!"

Immer schneller ging es abwärts. Da griff mir mein fliegender Begleiter mal kurz ins Gefieder, und – schwupps – war meine Schwanzfeder wieder da, wo sie hingehört.
Als wieder flugtauglicher Rabe landete ich wohlbehalten neben meinem unbekannten Retter.
Neugierig, wie ich nun mal bin, flatterte ich näher. „Oberfeldwebel Lekies!" stellte sich mein „Flugpartner" vor. Sein Fehler, denn nun wurde er mich für die nächsten Stunden nicht mehr los. Leute, und ich kann Fragen stellen!
Wie immer hatte ich mächtiges Glück im Rabenpech. Oberfeldwebel Lekies ist nämlich der Leiter des Fallschirmrettungsdienstes in der Einheit Berthold der Luftverteidigung unserer NVA. Er ist verantwortlich für alle Rettungs- und Sicherungsgeräte des fliegenden Personals dieser Einheit. Außerdem leitet er die Ausbildung von Soldaten im Fallschirmspringen.
Klaus Peter Lekies ist 26 Jahre jung, verheiratet, hat zwei Kinder, die auch schon die „Frösi" lesen, kommt aus Dresden, erlernte den Beruf eines Drehers im VEB Elektromat.
In der Volkshochschule legte Genosse Lekies das Abitur ab und trat seinen Ehrendienst als Unteroffizier auf Zeit an. Kurz danach verpflichtete er sich als Berufsunteroffizier.
Das alles hatte ich auf dem Weg zur Einheit von Genossen Lekies herausbekommen.
Nun erlebte ich einen Teil seiner Arbeit – die Wartung der Fallschirme. Zuerst einmal werden diese auf defekte Stellen untersucht und, wenn notwendig, repariert. Sattlerarbeit! Schadhafte Stellen an Gurten, Fangleinen oder Fallschirmseide können für den Springer tödlich sein!
Dann folgt das Legen des Fallschirms. Eine Kunst für sich. Rund 1 500 Fallschirme hat Genosse Lekies bisher zusammengelegt.
Als die 22 Fangleinen, jede 5 Meter lang, eingepackt werden, ist mir fast schwindlig. Verschämt dachte ich an meine verhedderte Schwanzfeder. Aber hier hat alles seine Ordnung!
Zum Schluß wird der Fallschirm versiegelt. Wertarbeit in Sachen Sicherheit und Ordnung!
Nebenbei brachte ich bei den Genossen der Einheit in Erfahrung, daß Genosse Lekies einer der Besten im Fallschirmrettungsdienst der Luftstreitkräfte ist und für seine vorbildlichen Leistungen mehrere Auszeichnungen erhielt.
Mittlerweile hatte ich zum ersten Mal meinen Bleistift gespitzt und fragte Genossen Lekies weiter aus.
Über 530mal ist er bereits selbst mit dem Fallschirm abgesprungen. Und in der GST-Grundeinheit des Sachsenwerkes Dresden bildet er gemeinsam mit anderen Genossen junge Fallschirmspringer aus.
Nach seinem schönsten Erlebnis befragt, meint Genosse Lekies: „Die erste Beherrschung des freien Falls aus 3 000 Meter Höhe!"
Hobbys hat Genosse Lekies auch – er bastelt gern. Flugmodelle oder an der Modelleisenbahn. Aber bei der knappen Freizeit kommt das Hobby immer zu kurz.
Eure Chancen, Genossen Lekies einmal persönlich kennenzulernen, stehen nicht schlecht. Möglicherweise begegnet ihr ihm, wenn er im Pionierpalast Dresden über seine Arbeit berichtet.

Euer Reporter Droll!

ASHUR UND DER VIELFRASS

GÜNTHER FEUSTEL

Wo in Sibirien der Taimyrfluß auf seinem Weg zum Eismeer das Byrrangagebirge durchbricht, lebt Ashur.

Ob in den hölzernen Winterhäusern der Nenzen oder in den Sommerjurten – fast jedes Gespräch dreht sich um die Rentierherden der Kolchose. Nur bei Ashur ist das anders, seit er vom Großvater Sachow Weneko geschenkt bekam.

Weneko – so ein Hund! Schwarz und zottig, hat Verstand und Mut wie ein Taigajäger. Immer neue Geschichten erzählt Ashur am Feuer. Weneko – das ist kein Hund, das ist ein Freund.

Seit gestern ist Ashur dreizehn! Das erste Mal darf er für einen ganzen Tundrasommer die Rentierherden nach Norden zu den Sommerweiden begleiten. Weneko läuft neben ihm und reibt sein hartes Fell an Ashurs Knien.

Die Männer haben Vertrauen zu Ashur. In der ersten hellen Mondnacht schon bewacht er die Tiere am Flußufer. Schläfrig hat Ashur seinen Kopf auf den wolligen Hunderücken gelegt. Unerträglich sind die Mücken. Ashur zieht seine Mütze tief ins Gesicht. Es ist, als würde das fahle Mondlicht die Stechlust der Mücken reizen.

Ashur steht auf und läuft ein Stück. Weneko hebt seinen Kopf und trollt hinterher. Einsam ist es in der Tundra. Die Rentiere sind keine Gefährten, sie äsen oder liegen wiederkäuend herum. Der Junge beginnt zu singen. Ein kalter Wind bläst vom Taimyr herüber. Da bleibt einem der Gesang in der Kehle stecken. Ashur steckt die Hände tief in die Taschen und schweigt. Und plötzlich, kaum hörbar, sind Tritte auf dem weichen Tundraboden. Der Hund hebt die Nase in den Wind und spannt die Muskeln.

Irgend etwas Bedrohliches ist bei der Herde. Aber ein Menschenauge ist stumpf in einer fahlen Mondnacht. Ashur verläßt sich auf Wenekos Nase. Wie auf Zehenspitzen steht der Hund, hebt die Schnauze und gibt einen leisen winselnden Laut. Dann stürmt er los. Hinter einem Steinhaufen stellt Weneko einen Vielfraß.

Dieser plumpe, zottige Räuber ist fast so groß wie ein Hund. Neben ihm liegt ein Rentierkalb mit blutender Kehle und aufgerissener Flanke.

Weneko greift den Vielfraß an. Der ist vollgefressen und weicht einem Kampf aus – trollt sich mit plumpen Sprüngen davon. Weneko bleibt stehen und bellt wie wild dem Fliehenden nach. Von allen Seiten stürmen Hunde heran, nehmen die Spur auf; aber der Vielfraß ist verschwunden, als hätte ihn die Tundranacht verschluckt.

Das wilde Hundegebell hat die Männer geweckt. Sie drehen das tote Kalb zur Seite. „Der kommt wieder!" sagt Großvater Sachow – und sonst kein Wort. Ashur denkt: Ich bin ein Versager! Ein Kalb ging verloren! Was ist das für ein Wächter, der den Räuber erst stellt, wenn er getötet hat?

„Am Anfang ist es nie leicht", der alte Sachow sieht Ashur an, „man braucht Erfahrungen. Die Tundra hat tausend Gefahren!" Aber Ashur zergrübelt die ganze Nacht. Die Männer haben ihn mitgenommen und ihm vertraut – und er hat versagt. Wenn Weneko nicht gewesen wäre, hätte er den Räuber nicht einmal bemerkt. Und der hätte weiter getötet – ein Kalb ... vier Kälber ... So ist das!

Am Morgenfeuer trinkt Ashur schweigend seinen Tee. Die Hitze läuft durch seine Adern, aber die Gedanken des Jungen hängen noch immer an der Nacht. Plötzlich weiß Ashur – wenn er den Männern jemals wieder in die Augen sehen kann, dann nur mit dem getöteten Vielfraß. Hier ist er, würde er sagen und den Kadaver an das Feuer werfen.

Ashur hängt sich das Gewehr um. Weneko hebt die Schnauze in den Wind. Der alte Sachow ahnt, was Ashur vom Feuer treibt.

„Ein Vielfraß ist eines Hundes Tod. Den jagt man nicht allein. Es ist leichter, einen Wolf zu erlegen!" Weneko läuft voraus – mit wehender Rute, als könnte es ihm nicht schnell genug gehen, eine Jagdbeute aufzustöbern.

„Was ist?" fragt der alte Mann. Ashur wendet den Kopf ab. „Ich gehe auf Schnepfen!" Der Junge folgt dem Hund.

Bis zum Mittag streifen die beiden zwischen den kniehohen Birken herum. Der Hund versteht den Jungen nicht mehr. Schnepfen jagt er hoch – scharenweise. Sogar einen Schneefuchs hat er aufgespürt, aber Ashur schießt nicht. Was nützt das Gerenne und Gehetze? Weneko ist unzufrieden mit diesem Tag und schnüffelt ziellos zwischen den Steinen im Moos.

Am späten Nachmittag kommt dem Hund ein übler Geruch in die Nase. Weneko ist müde, aber dieser Geruch macht ihn munter. Das ist kein Lemming – das ist Jagdbeute und Gefahr zugleich. Ashur sieht das gesträubte Nackenfell des Hundes. Er läßt lautlos das Gewehr von der Schulter gleiten und feuert Weneko mit einem kurzen Ruf an. Der Hund bellt und springt in eine Felsennische. Es faucht.

Der Vielfraß ist gestellt.

Ashur hebt das Gewehr, aber er kommt nicht zum Schuß. Ein wütend fauchendes Knäuel von Leibern wälzt sich im Moos. Der Vielfraß verteidigt sich mit seinen Krallen und schlägt die spitzen Zähne in Wenekos Hals. Der Hund ist ein erfahrener Jäger. Er packt den Vielfraß schließlich doch am Rücken. Wie eine Schlange windet sich der Vielfraß. Weneko spannt seinen Körper, Blut fließt ihm aus der Wunde am Hals. Ashur schießt nicht, er hat Angst, den Hund zu treffen. Schreiend stürzt er sich auf das kämpfende Knäuel und schlägt mit dem Kolben der Flinte auf den Boden.

Für einen Augenblick lockert Weneko den Biß. Der Vielfraß flüchtet. Weneko zittert vor Zorn und sein Nackenfell sträubt sich. Dann bricht er zusammen.

Ashur kniet neben dem Hund und streicht ihm über den Kopf. Der Hund leckt ihm über die streichelnden Hände und versucht aufzustehen, aber er bricht wieder zusammen.

Ashur reißt ein Stück aus seinem Hemd und verbindet damit die blutende Wunde am Hals. Dann nimmt er den Hund in beide Arme und trägt ihn mühsam zum Feuer zurück. Der alte Sachow kommt dem Jungen entgegen. Schweigend löst er den Verband, läuft ins Zelt und versorgt Weneko wie einen Menschen. Dann legen sie den Hund dicht an das Feuer. Ashur hockt sich neben Weneko. Er vertreibt jede Mücke und jede Fliege. Die Stunden vergehen. Weneko döst und hechelt. Sein Atem wird immer kürzer. Gegen Morgen stirbt er. Ashur ist blind vor Trauer. Der alte Sachow legt die Hand auf die Schulter und spricht leise zu dem Jungen. Sie tragen den toten Hundekörper in die Tundra, legen Steine und Birkenzweige darauf und hängen eine kleine Glocke an einen Astbügel – so, als wäre der Hund ein toter Nenze.

Ashur hockt sich an das Feuer und bedeckt das Gesicht mit beiden Händen. So sitzt er einen ganzen

Tag. Niemand stört den Jungen. Nur der alte Sachow schiebt Ashur immer wieder einen Becher mit heißem Tee zu. Das tut wohl.
Gegen Morgen denkt Ashur nicht nur an den toten Weneko – auch an den Vielfraß. Trauer und Haß schnüren ihm beinahe die Kehle zu. Ashur läuft in die Tundra hinein, schlägt mit dem Gewehrkolben in jeden Birkenstrauch und sieht in jedes Erdloch. Nichts! Am nächsten Morgen beginnt Ashur wieder schweigend mit der Arbeit, aber in seinen freien Stunden jagt er den Vielfraß. Er sucht ihn, wie man einen Feind sucht – umsonst!
Bald werden die Rentiere weiterziehen, neuen Weideplätzen entgegen. Ashur geht zu Wenekos Grab und läutet an der Glocke. „Ich gehe nicht fort, bevor ich ihn getötet habe. Das verspreche ich dir!"
Die Trauer überfällt Ashur wieder. Er geht nicht zum Feuer zurück, er will allein sein mit seinen Gedanken.
Hinter Wenekos Erdhügel ragt eine Bergkuppe auf, die zum Fluß steil abfällt. Dort oben will Ashur sitzen und über die Rentierherden blicken, weit über die Tundra und an Weneko denken – an einen Hund, den es nie wieder geben wird, und an dem er schuldig geworden ist.
Wie gehetzt läuft Ashur den Abhang hinauf, dann langsamer und schließlich mühsam Schritt vor Schritt, so steil wird der Anstieg.
Da raschelt es im Birkengebüsch und faucht dem Jungen entgegen. Ein Vielfraß? Auf seinem Rükken ist eine verklebte Bißwunde.
Ashur schreit auf. „Du Mörder!" Der Junge geht auf den Vielfraß zu. Er hat kein Gewehr, er hat nur seine nackten Hände. Das Tier weicht zurück. Es fühlt den maßlosen Zorn.
Ashur reißt eine kleine Birke aus dem Boden. In seiner Wut hat er die Kraft von Männern. Mit dem Wurzelende bedroht er den Vielfraß. Der versucht, den Jungen zu kratzen, aber Ashur stößt dem Tier immer wieder die Wurzeln der Birke entgegen, schreit und treibt den Vielfraß zur Felsenkante.
Der Vielfraß erkennt die Gefahr. Er will seitwärts flüchten, aber Ashur bückt sich, wirft mit Steinen und Erdklumpen, trifft den Vielfraß an der Kehle, am Kopf und Rücken. Der Vielfraß torkelt, Ashur hebt die Birke und forkelt das Tier in die Tiefe. Dumpf schlägt der Körper am Flußufer auf. Atemlos sieht Ashur über die Felskante. Noch ein paar Schritte torkelt der struppige Räuber, dann bleibt er liegen.
Der Zorn ist wie weggeweht. Ashur klettert den Abhang hinunter und beugt sich über den Kadaver. Am Schwanz ziehe ich ihn zum Feuer, denkt Ashur – und schleift den toten Vielfraß zu den Jurten. Die Männer kommen gelaufen. Großvater Sachow dreht den toten Vielfraß um. Er sieht den Jungen an. „Ein Muttertier. Irgendwo in der Tundra verhungern seine Jungen!"
Ashur hockt sich an das Feuer. Nichts will er mit diesem Räuber zu tun haben und nichts von seinen Jungen wissen. – Die Männer pelzen den Vielfraß ab.
„Verhungern ist schlimm!" Großvater Sachow hält Ashur einen Becher Tee entgegen. Der Junge trinkt.
„Ich werde sie suchen und töten!" sagt er. Großvater Sachow legt ihm die Hand auf die Schulter – wie einem Mann, dem man ohne Worte sagen will, daß er richtig handelt – nicht wie einem Kind, das man tröstet.
Ashur sucht einen ganzen Tag sorgfältig in jeder Höhlung, hinter jedem Stein. Dann findet er die Jungtiere. Nur der stärkste fiept noch leise. Ashur packt es am Nackenfell. Es wehrt sich kaum und blinzelt Ashur an. So hat ihn auch Weneko angeblinzelt – damals, an dem Tag, als er die Hundewelpe in den Armen hielt. „Mörderbrut!" schimpft Ashur laut. „Was fällt diesem Mistvieh ein!"
Ashur trägt das Junge zum Feuer und wehrt die Hunde ab, die danach schnappen. Großvater Sachow hält der Welpe in der hohlen Hand Rentiermilch vor die Schnauze. Der junge Vielfraß schmatzt und leckt mit einer rosa Zunge. Dann rollt er sich zusammen und schläft ein. Ashur deckt eine alte Jacke über das Tier. Dann geht er zu Wenekos Grabhügel, stößt an die Glocke und flüstert: „Weneko, ich habe den Mörder getötet, aber es war ein Muttertier. Nun habe ich das Junge am Hals. Soll ich es aufziehen ...?
Der Sommerwind fährt über die Tundra und bewegt die Glocke. „Also ... die Tundra ist eben die Tundra und auch der Vielfraß gehört dazu!"
Ashur setzt sich schweigend auf einen Stein. „Du bleibst in meinen Gedanken, Weneko", sagt er leise, „morgen ziehen wir weiter. Aber ich komme auf dem Rückweg vorbei und erzähle dir, was geschehen ist."



Zeichnungen: Adelheim Dietzel

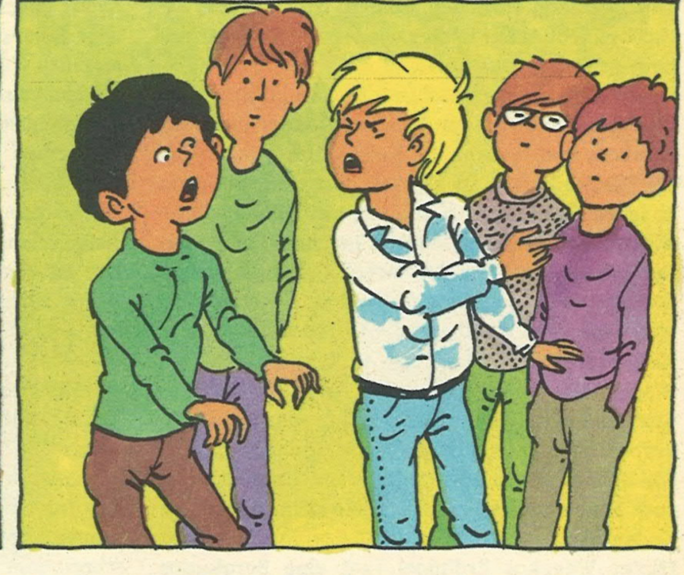
Ehemalige Thälmannpioniere, heute selbst schon Eltern, erinnerten sich bei „Frösi"-Tee und Faßbrause auch an eine Geschichte von Günther Feustel. Sie hieß „Sunnar, der Vielfraß". Das brachte uns auf die Idee, den Schriftsteller zu bitten, für euch den Anfang der Geschichte als eigenständige Erzählung neu zu schreiben. Wie es mit dem jungen Vielfraß weitergeht, könnt ihr sicher bei „Frösi"-Lesern von 1959 erfahren.

Fussel

III. Teil
Verstärkung

Text: Jürgen Polzin
Zeichnungen: Rainer Schwalme







1. „So", sagt Horst, „hier ist eure Prämie", und zählt die Scheine, „das sind ja für jeden – warte mal ... so über zwanzig Mark!" „Wir sind eine Partisanenabteilung. Wer redet denn da von Geldaufteilen?" „Vielleicht macht ihr es so", rät Horst, „daß jeder einen Teil bekommt und den Rest nehmt ihr für eine gemeinsame Fahrt."

2. „Gut", sagt Fussel, „ich schlage vor, jeder bekommt zehn Mark, den Rest hebt Horst für uns auf."
„Aber ein Rennlenker kostet mindestens einen Zwanziger!" nörgelt Budde enttäuscht. „Dann mußt du eben noch ein bißchen sparen", fertigt ihn Fussel ab. „Wenn wir eine Ausnahme machen, dann bei Ala. Der hat noch vier kleine Geschwister."
Die Abstimmung ergibt: Ala erhält seinen vollen Anteil, alle anderen zehn Mark.



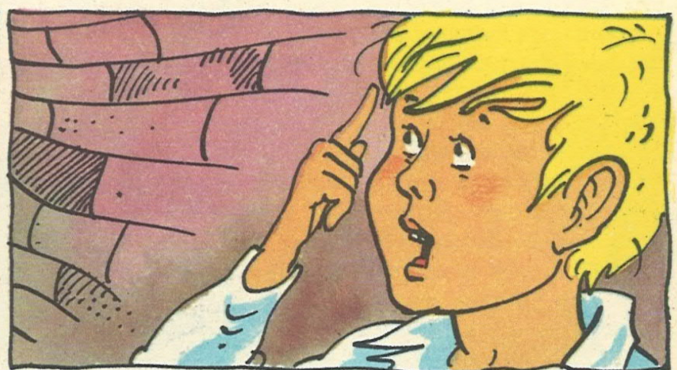
3. „Die Gruppenfahrt machst du doch mit, Horst?" fragt Fussel beim Abschied. „Wenn ich kann." „Hast du wieder Sorgen?" „Und ob. Die Frauen laufen mir weg. Sie arbeiten lieber unten im Dorf. Da können sie im Konsum einkaufen. Wenn sie bei uns arbeiten, müssen sie extra nach Feierabend runter. Das kostet Zeit."

4. Voller Unruhe macht sich Fussel auf den Heimweg. Wenn das so weitergeht, hat Horst bald gar keine Zeit mehr für die Partisanen. Wie kann man ihm bloß helfen? Wütend schleudert er einen Stein ins Gebüsch. Klirr! macht es.

5. Nanu, was mag da liegen? Neugierig tritt Fussel näher. Da hat wieder jemand einfach etwas weggeworfen, weil ihm der Weg zur Müllgrube zu weit war. Hauruck! Das verrostete Ding da war mal ein Fahrradanhänger. Vielleicht hat jemand früher damit seine Ziegenmilch ins Dorf gefahren. Moment mal! durchzuckt Fussel ein Gedanke.



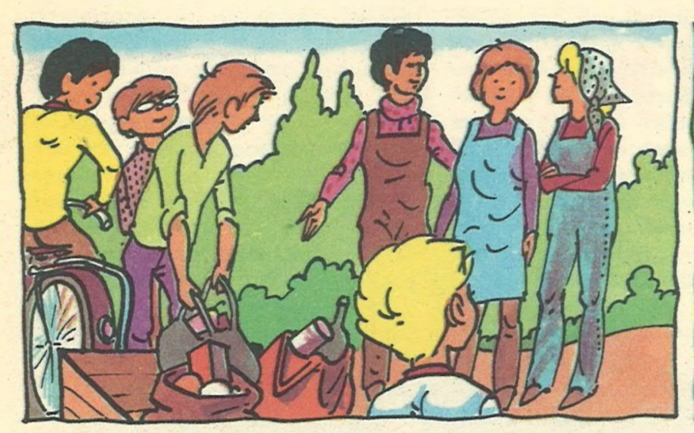


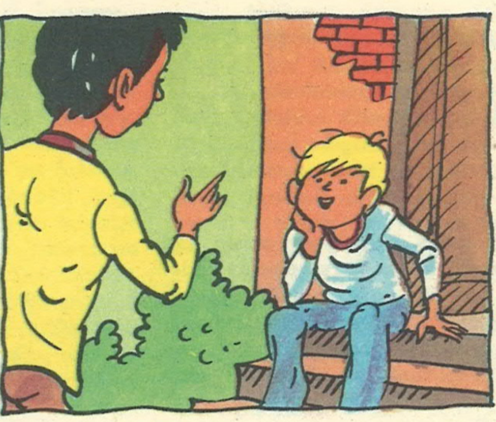


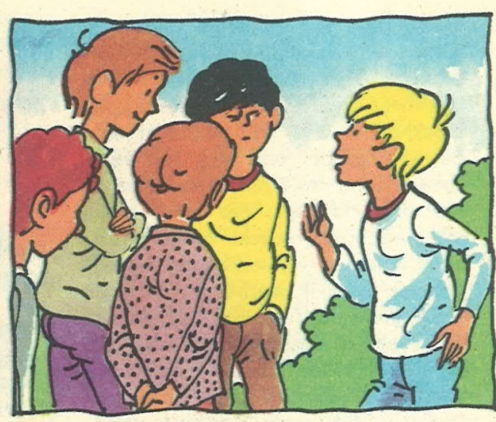
6. „Ich bitte um weitere Beispiele für die unterschiedliche Stellung des Einführungssatzes!" fordert Fräulein Kluge, die Klassenleiterin, ihre Schüler auf. Das ist die Gelegenheit! denkt Fussel und hebt die Hand. Er wird aufgerufen und sagt laut: „‚Um zwei Uhr', befiehlt der Kommandeur, ‚treffen sich die Partisanen im Stab!'" Die es angeht, haben ihn verstanden.

7. „Ein Fahrradanhänger soll das sein?" Budde will sich ausschütten vor Lachen. „Daraus läßt sich einer bauen. Und damit organisieren wir einen Einkaufsdienst, damit Horst nicht die Arbeitskräfte weglaufen." „Eigentlich hat so'n Ding irgendwo Räder", grient Budde. „Die kaufen wir. Und damit du es gleich weißt: aus unserer Gruppenkasse!"

8. „Ruhe!" übertönt Fussel den aufbrandenden Lärm. „Überlegt doch mal: Was ist wichtiger, die Fahrt oder daß wir Horst helfen? Na, also."
Die Aufgaben sind bald verteilt. Der Hänger wird gemeinsam gebaut. Riese und Knorke sprechen mit der Konsumleiterin. Fussel wird den Gärtnerfrauen die Sachen mit dem Einkaufsdienst erklären. Als Budde hört, daß er den Hänger fahren darf, strahlt er: „Ja, wenn das so ist! Aber an einen neuen Rennlenker müßt ihr auch denken!"



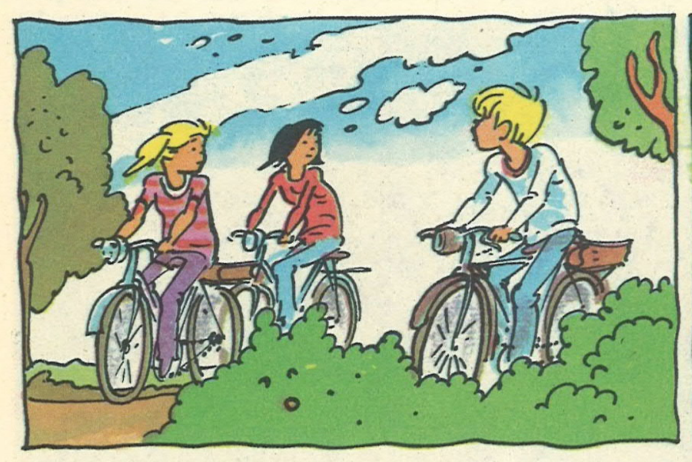


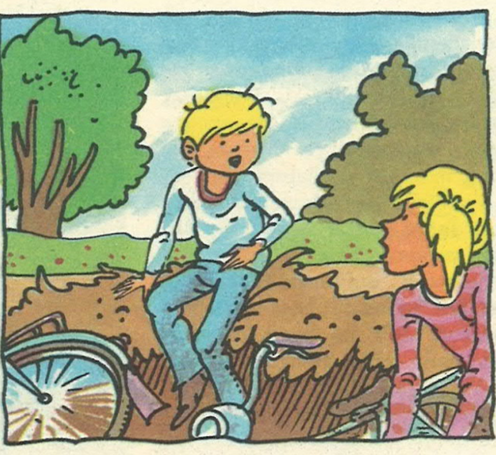


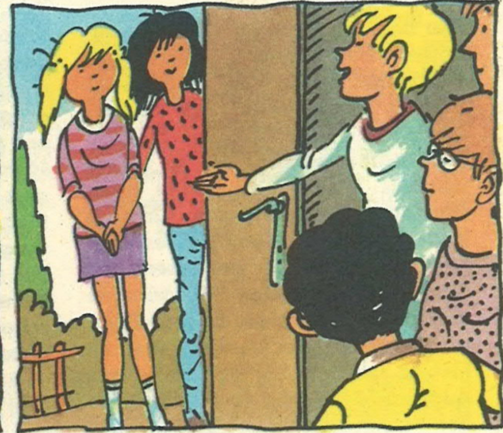
9. „So, Frauen", sagt Horst, „der Einkaufsdienst klappt. Jetzt braucht ihr nur noch am Wochenende zum Konsum runter, um abzurechnen." „Schon", sagt die junge Frau Schulten, „aber ich muß trotzdem zu Hause bleiben, wegen der Kleinen." Ihre Nachbarin pflichtet ihr bei. „Oma Raasch würde ja unsere beiden Kleinen versorgen, aber sie ist schlecht zu Fuß. Ein Kleinkind braucht aber viel frische Luft!"

10. „Was brütest du vor dich hin, der Einkaufsdienst läuft doch." „Aber damit ist noch nicht allen Frauen geholfen", antwortet Fussel. Budde holt tief Luft: „Vielleicht soll ich mir nachmittags auch noch die Wickelkinder in den Hänger laden und spazieren kutschen?" „Mann, der Gedanke ist gar nicht so übel!"

11. „Wir könnten den Einkaufsdienst durch einen Kinderwagendienst ergänzen." Das schlägt ein. Knorke meint: „Selbst wenn wir wollten, da braucht man Spezialkenntnisse. Windeln und so." „Und wenn wir die Mädchen um Rat fragen?" wirft Ala schüchtern ein. „Alle zusammen haben doch mehr Einfälle als einer", sagt Fussel und geht pfeifend davon.







12. „Morgen", schnauft Fussel, als er Irene und Thea eingeholt hat. „Ihr habt ein ganz schönes Tempo drauf!" „Oh, Fussel persönlich. Was verschafft uns die Ehre?" „Naja, wollte mal hören, worüber ihr euch so unterhaltet." „Na, und was glaubst du?" fragt Thea spöttisch. „Vielleicht über Puppen oder sogar Babys? Interessiert dich das?" fragt Irene. „Warum nicht?" zuckt Fussel die Schulter.

13. „Was denn, kriegt ihr Familienzuwachs oder wirst du gar Onkel?" Als Fussel vom Kinderwagendienst berichtet hat, schlägt Thea vor: „Nehmt uns in eure Gruppe auf, wir schaukeln die Kinder schon!" „Darüber kann ich nicht allein entscheiden", sagt Fussel, „kommt heute nachmittag mal zur Gärtnerei."

14. „Wir bekommen Verstärkung", sagt Fussel. „Irene und Thea wollen unseren Kinderwagendienst übernehmen. Budde stichelt: „Ich denke, wir sind Partisanen!" „Weißt du überhaupt", sagt Irene, „wieviel Frauen und Mädchen bei den Partisanen in der Sowjetunion und in Vietnam waren?" Schließlich stimmen alle für die Aufnahme.





15. „Typische Weiberwirtschaft!" schimpft Budde. „Können nie pünktlich sein." Endlich tauchen zwei Kinderwagen am Parkeingang auf. „Was denn, du allein mit zwei Wagen?" „Theas Mutter ist krank geworden, da kann sie nicht weg", berichtet Irene. „Vielleicht kannst du . . . Nun hab' dich nicht so!" Irene schiebt ihm den Kinderwagen zu.

16. „Da kommen die anderen!" Zu spät! Sie haben ihn schon entdeckt. „Nun zier dich nicht", meint Fussel freundschaftlich, „ein richtiger Partisan schreckt vor nichts zurück." Riese verzieht schnuppernd das Gesicht. „Irgendwie riecht es komisch und undicht scheint es auch zu sein!" „Es muß gewindelt werden", stellt Irene fest, „ich mach' das schon."

Fortsetzung folgt

ALEXANDROWKA

GÜNTER HESSE

Wenn man von Potsdam nach Falkensee mit dem Bus fährt, dann erblickt man sie für eine Sekunde mit Überraschung, die eigenartigen Blockhäuser mit den Schnitzereien am Dachgiebel und den nur hüfthohen Türen am Zaun. Dabei sind es nur zwei Häuser, die man sieht, während zwölf weitere hinter mächtigen Bäumen versteckt oder abseits gelegen oder in wuchernden Gärten verborgen sind. Auch die Kapelle und das Teehaus sind wohl nur noch den in der Nachbarschaft Wohnenden bekannt. Und doch kann man stundenlang über diese Siedlung erzählen und von den dort Lebenden die seltsamsten Geschichten erfahren.

Es handelt sich um eine Einmaligkeit und Besonderheit in ganz Europa, denn nirgends außerhalb der Grenzen der Sowjetunion gibt es eine Wohnsiedlung russischer Art, in der Russen lebten und auch heute noch in zwei Häusern ihre Nachkommen anzutreffen sind.

Hier beginnen schon die Ungenauigkeiten. Viel Falsches, Rührseliges, Gehässiges und von kurzlebigen Zwecken Diktiertes ist über die Geschichte der Siedlung geschrieben und erzählt worden. Ja, es sollten russische Häuser sein, sogar russische Soldatenhäuser, aber nirgends im zaristischen Rußland gab es solch prächtige Häuser für des Lesens und Schreibens unkundige Muschiks im Waffenrock der Zaren. Es sind Bojarenhäuser aus der Ukraine, etwa im Gebiet zwischen Shitomir und Kiew. Auch mit der Pracht ist es nicht weit her. In den meisten der Häuser messen zwei Wohnräume nicht einmal zwanzig Quadratmeter.

Wie ist es zur Siedlung und zu all dem Wirrwarr, von dem wir nur einiges erklären können, gekommen?

Napoleon führte 1812 Krieg gegen Rußland, und Preußen leistete ihm Vasallendienste mit Mann und Roß und Wagen. Aber es kam zu einer Wende, zum Vertrag von Tauroggen, der Preußen an die Seite Rußlands führte.

Doch bevor sich König Friedrich Wilhelm III. und Zar Alexander von Feinden zu „Brüdern" wandelten, wurden von fünfhundert gefangenen Russischen zweiundsechzig ausgesondert und nach Potsdam gebracht, weil der Preußenkönig deren schwermütige und wilde Gesänge so liebte. Als sich im Februar 1813 der König und der Zar auf einem Hausboot bei Breslau begegneten, da sangen zur Feier des Tages gleichfalls russische Männer und rührten den König zu Zähren, wie man damals die feinen Tränen nannte. Er erinnerte sich seines eigenen Gefangenenchores und sprach mit Rührung von ihm. Was wiederum den Zaren so rührte, daß er sie seinem königlichen Freund „zur Verfügung" stellte. Das war so üblich, weil die Soldaten, die ja eigentlich gar keine Gefangenen mehr waren, Leibeigene waren und jederzeit verkauft, verschenkt oder „zur Verfügung" gestellt werden konnten. Fortan zogen die zweiundsechzig mit dem Ersten Bataillon vom Garderegiment zu Fuß mit den Preußen von Schlacht zu Schlacht bis nach Paris.

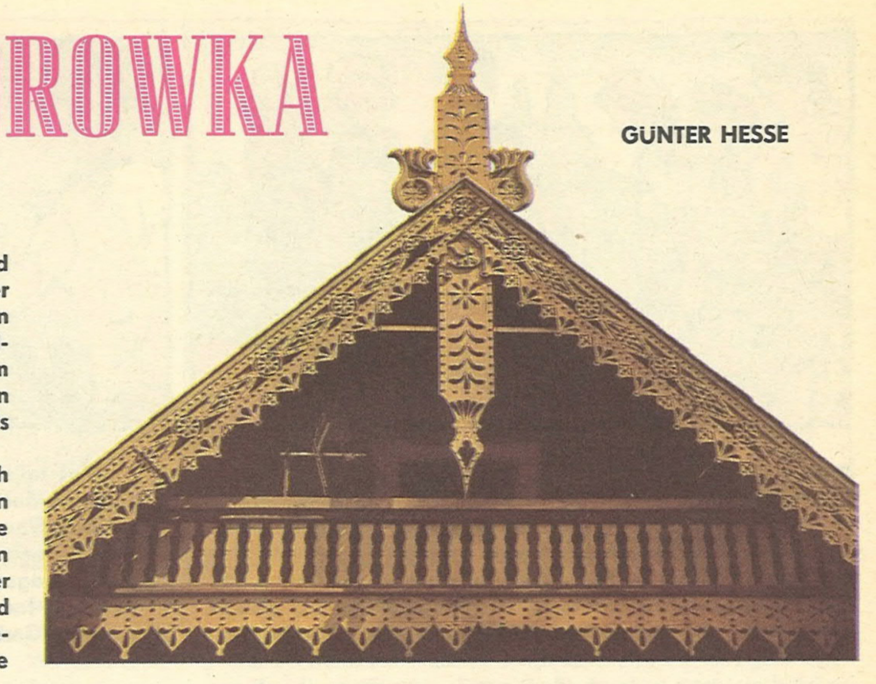
Einundzwanzig kehrten 1815 nach Potsdam zurück. Die anderen hatten nicht nur zur Freude der Offiziere gesungen, sondern auch ihr Leben gelassen. Das war kein kräftiger russischer Männerchor mehr. Und darum überwies der Zar weitere sieben Mann und verschenkte sie alle an seinen Preußenfreund.

Von heute auf morgen wurden aus Russen Preußen. Von einem Tag zum anderen zerrissen ihre Bindungen zur Heimat, zur Familie, zu Freunden, sogar zu ihrer Sprache. Sie sangen nur noch wenige Jahre. Obwohl alle Männer heirateten, blieben die meisten Familien kinderlos, und schon fünfzig Jahre später waren die Ursänger ausgestorben. Niemand hat ihr Heimweh aufgeschrieben, niemand ihre Sehnsucht besungen. Ihre Schwermut muß sie krank gemacht haben, denn schon zehn Jahre nach dem Krieg lebten nur noch zwölf. Und das war der Beginn eines Planes zum Bau der Siedlung, denn der König wollte sich einerseits – heute würden wir wohl sagen – das russische Souvenir erhalten und andererseits seinem mächtigen Bundesgenossen eine freundliche politische Geste vorweisen. Für 1828 stand ein Besuch des Zaren in Preußen ins Haus.

Die Kosten für den Bau der Siedlung wurden schon damals auf 100 000 Taler geschätzt, wobei jedoch nicht einmal die Hälfte, nämlich 44 243 Taler für die Häuser verwendet wurden. Die andere Hälfte verbrauchte der Bau der Kapelle und des Teehauses für die königliche Familie, in dem hohe russische Gäste bewirtet werden sollten.

Die Häuser sind alle noch vorhanden.

Würde man die Siedlung aus großer Höhe betrachten, so könnte man mit eigenen Augen erkennen, daß seine Anlage einem Symbol entspricht. Der ganze Grund hat die Form eines Wappenschildes, den zwei Straßen wie zwei gekreuzte Degen überschneiden. Das sind die Nedlitzer Straße und der Querweg. Einem Bande gleich, das die Degen verbindet, winden sich die verlängerte Jägerallee, der Reiterweg und die Puschkinallee um das Kreuz. Sie führen oben auf dem Wappenschild zur





Zarenkrone, die durch die Kapelle dargestellt wird und den Namen des Schutzheiligen des Zaren, Alexander Newskis, führt. Große Namen wie Lenné und Schinkel sind mit dem Bau der Anlage und der Kapelle verbunden.

Das größte Haus ist das Haus Nr. 1, das ist jenes, das man während der Busfahrt oder bei einem Spaziergang zur Rechten erblickt. Dort gibt es den einzigen großen Raum, der an einen Saal erinnert. Das war das Haus des Vorsitzenden, und dieser Vorsitzende war kein Russe, sondern der Feldwebel Riege von der preußischen Leibkompanie. Von ihm weiß man, daß er mit der schwierigen Behandlung der Sänger vertraut war, aber wie er es tat, wissen wir nicht. Vier Häuser von länglicher Gestalt finden wir im Querweg, vier weitere, die sich ähneln, sind die Häuser Nr. 13, Nr. 12, Nr. 8 und Nr. 9. Im Haus Nr. 12 wurde den Sängern der Sold ausgezahlt und auch alle weiteren finanziellen Angelegenheiten geregelt – eine Art Zahlmeisterhaus. Das Haus Nr. 13 war kurze Zeit eine Schankwirtschaft, es ist das einzige, das einen Bier- und Weinkeller besitzt. Man kann heute noch am Schornstein die mit der Maurerkelle eingeritzte Zarenkrone und die Jahreszahl 1826 erkennen. In das Haus Nr. 14 zog der Hoflakai Tarnowski, der auch der Kirchenälteste wurde und die Kapelle zu betreuen hatte.

Auffällig für den heutigen Betrachter sind an einigen Häusern die Namensschilder, an denen man sehen kann, wie sich allmählich die Schreibweise veränderte. Verwundert fragt man sich jedoch, warum es Schilder mit weißer Schrift auf schwarzem Grund und weiße Schilder mit schwarzer Schrift gibt. Die Erklärung ist einfach. Die schwarzen Schilder sind die der Verstorbenen, wobei nur die Namen der direkten männlichen Nachkommen galten, denn sie waren die Erben der Häuser. Wurden Mädchen geboren, starb der Erstgeborene oder blieb die Familie kinderlos, mußten die Einwohner ausziehen und verdiente preußische Kriegsinvaliden erhielten die Häuser.

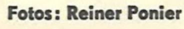
Wer die Namen Schischkoff und Grigorjew an den Häusern entdeckt, steht vor den beiden einzigen Häusern, in denen die vierte oder fünfte Generation der kriegsgefangenen und verschenkten leibeigenen Sänger lebt. Darum hätten auch einige weiße Schilder inzwischen ausgewechselt werden müssen.

Aber nicht nur der Tod aus Kummer und Heimweh schwärzte die Schilder. Auch der erste und der zweite Weltkrieg forderten schwarze Schilder. Die Nachkommen der Verschenkten mußten als Kaiserdeutsche und in der Hitlerwehrmacht in der Heimat ihrer Vorfahren Krieg führen, und es ist durchaus möglich, daß der letzte der Asinimows nicht nur seine Landsleute, sondern seine eigenen Verwandten tötete, bevor er selbst auf der Erde seines Vaterlandes fiel. Das Leid der Völker ist die Summe des Leidens der einzelnen.

Doch auch anderes ist zu berichten. Nachdem gemeinschaftlicher Gesang nicht mehr möglich war, nutzten die Ursänger ihre Gärten zum Anbau von Obst und Beeren, die sehr geschätzt wurden. Einige wurden Fischer. Ab 1850 wählten sie einen eigenen Vorsitzenden, der in allen Angelegenheiten ihr Sprecher war, und einige dürftige alte Chroniken wissen, daß sie ständig Klagen und Beschwerden vorzubringen hatten. So auch diese, die jedem Haus übergebene Kuh wieder zurückzunehmen, da der Garten eine Kuh nicht ernähren könne. Viel Streit gab es darum, und preußische Offiziere, mit der Klärung der Fälle betraut, vermochten die Tiere auch nicht mit Worten zu sättigen, bis schließlich einer der Sänger die Kuh schlachtete, was den Ernst der Klage unterstrich. Danach wurden Ziegen und Kleinvieh gehalten. Die Militärinvaliden wußten ihre Chance besser zu nutzen. Sie vermieteten im Frühling, wenn die Gärten in blühender Pracht standen, und im Sommer Zimmer an Fremde. 1865 wohnten neben den Einheimischen zwanzig fremde Familien mit 140 Personen in den Häusern. Wie, kann man sich heute nicht mehr vorstellen.

Und noch etwas Eigenartiges. Im Jahre 1912 kaufte die russisch-orthodoxe Kirche das Territorium, auf dem die Alexander-Newski-Kapelle steht. So gibt es den seltsamen Umstand, daß es sowohl im ersten Weltkrieg russisches und im zweiten Weltkrieg sowjetisches Territorium auf deutschem Boden gab, das nie erobert und besetzt wurde. Das hatte man wohl in der Eile vergessen.

Denkt man noch einmal an die Tatsache zurück, daß es sich bei der ganzen Anlage um das einzige außerhalb der Sowjetunion befindliche und mit meist tragischen Schicksalen behaftete Kulturdenkmal des russischen Volkes handelt, so sollte sein Bild sich bald erfrischen. Im Haus Nr. 14 wohnen zur Zeit Spezialisten, die in Potsdam als Restauratoren historischer Gebäude arbeiten. Wenn sie mit ihrer Arbeit fertig sind, soll auch das ehemalige Teehaus an die Reihe kommen.


Fotos: Reiner Ponier



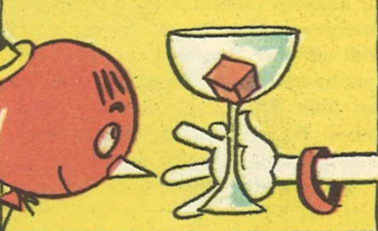


Silvester-BOUTIQUE

Langes oder halblanges Haar wird zu vielen Zöpfen geflochten und mit bunten Schleifen verziert. Bei kurzem Haar kann der Pony oder eine Haarsträhne stark mit Haarlack eingesprüht werden. Darauf wird silber- oder goldfarbiger Glitzer gestreut. Er läßt sich nach der Feier durch gründliches Bürsten wieder entfernen.

Silvester-Spiel-Knüller: Legt um den Rand eines großen Tellers folgende kleingeschnittene Naschereien: saure Gurken, Bockwurst, Schokolade, Zwiebel, Bonbon, Käse, Salami, Pfefferkuchen usw. Holt eine Halmafigur und einen Würfel. Wer eine 6 hat, setzt an beliebiger Stelle die Halmafigur vor dem Teller ein. Dann würfelt er noch einmal, setzt und ißt das Stückchen, vor dem seine Halmafigur steht. Gespielt wird, bis der Teller leer ist.

Kaltes Wasser mit etwas grünem, orangenem oder rotem Fruchtsirup mischen und in die Eiswürfelform oder den Plasteeinsatz von Konfektpackungen gießen. Im Tiefkühlfach des Kühlschrankes werden daraus bunte Eiswürfel.



Schält 4 bis 6 Äpfel, schneidet sie in kleine Würfel und gießt eine Flasche Apfelsaft und eine Flasche Selters darüber. Einige Spritzer Zitronensaft verfeinern den Geschmack (servieren siehe Foto).

Ein rundes Stück Zeichenkarton bis zur Mitte einschneiden, zu einem spitzen Hut zusammenkleben und mit Papier-, Stoff- oder Strohblumen bekleben.

Zahme Marzipanmäuschen: Als Zutaten benötigt ihr 100 g süße und 50 g bittere Mandeln, 150 g Puderzucker, 1 Eiweiß, Rosinen für die Augen und kleine Holzstöckchen für die Schwänze.
Die Mandeln in heißes Wasser legen, trocknen und mahlen. Mit gesiebtem Puderzucker mischen, ein Eiweiß darunterschlagen und alles zu einer Masse kneten. Daraus werden sechs bis acht Mäuse geformt, die mit Rosinen, Stöckchen und halbierten Mandeln (als Ohren) ihr endgültiges Aussehen erhalten.

Mixt einen Kirsch-Punsch mit folgenden Zutaten: $1/2$ l Milch, $1/4$ l Kirschsaft, 1 Selters, 1 Eßlöffel geraspelte Schokolade, Rum-Backaroma und einige Kirschen. Die Kirschen einzuckern, das Aroma darüber geben, einziehen lassen. Inzwischen wird die kalte Milch mit Kirschsaft und Selters gemixt und in die Gläser gefüllt. Obenauf streut Schokoladenraspeln. Die Kirschen werden auf Cocktail-Spieße gesteckt.

Viel Spaß und einen guten Rutsch wünscht euch



Auf einen etwa 10 cm langen und 5 cm breiten Stoffstreifen werden seitlich Wollfäden in vielen Farben aufgenäht. Befestigt einen Gummi, den ihr um das Kinn legen könnt – und fertig ist eine lustige Silvesterperücke.



Unsere Faschings-Boutique erscheint auf der Posterrückseite in „Frösi“ 1/1981

Ideen, Texte und den Silvestertisch servierte: Monika Maltschewa

Zeichnungen: Richard Hambach, Foto: Waltraud Peters

Redaktion „Fröhlich sein und singen“. Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Silber, der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann“ in Gold und der Ehrennadel der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft in Gold. Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr. Chefreporter: Eckhard Rösler, Gestalter: Alexander Michalak, Vera Kruse. Redakteure: R. Bredereck, U. Brocke, F. Frenzel, OL M. Heilmann, M. Hesse, R. Kegel, A. Kobow, Ch. Meier, L. Simon. Kollegium: H. Alisch, G. Dorn, G. Dorst, E. Dropczynski, G. Feustel, R. Hambach, Dipl.-Päd. L. Jaschin, Dr. K. Herde, Prof. Dr. P. Klimpel, Dr. E. Lange, Dr. Ch. Lost, W. Meyer, H. Petrik, Prof. Dr. J. Polzin, F. Paetzold, R. Sonntag, R. Skottky, Dipl.-Päd. D. Wilkendorf, D. Weißpflog. – Technischer Beirat: Ing. K. Bartusch, Dipl.-Ök. H. Drasdo, Ing.-Ök. H. Görner, Ing. G. Giersch, Ing.-Ök. J. Kahl, Ing.-Ök. M. Kutschick, Dipl.-Ing. E. Schulz, Dr. P. Lobitz, Dipl.-Ing. H. Mauersberger, G. Meinke, A. Camphausen, Ing.-Ök. W. Ondracek, Dr. B. Peisker, G. Tscharnke, Ing. K. Barthel, H. Formatschek, Dr.-Ing. H. Förster, R. Philipp. Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen“ im Verlag „Junge Welt“, 108 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi“, 1026 Berlin, PSF 43. Fernruf: 2 23 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag „Junge Welt“. Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementspreis 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr. 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 801 Dresden, Julian-Grimau-Allee.



Wer schafft es am schnellsten?

In kleinen Sprüngen, genau wie beim Halmaspiel, sollt ihr von einem der schwarzen Vierecke (1 bis 8) nach oben auf einen schwarzweißen Kreis gelangen. Nehmt zum Springen eine beliebige Spielfigur oder einen kleinen Knopf.

So geht das zum Beispiel: Vom Feld 2 springt über die „1", über einen farbigen Kreis immer weiter. Folgen auf diesem Weg an einer Stelle zwei farbige oder zwei weiße Kreise, ist das Springen schon zu Ende. Sucht euch selbst den richtigen Weg. Ein buntes Feld kann also nur übersprungen werden, wenn unmittelbar daneben ein weißes Feld liegt.

Wer gelangt in kürzester Zeit an das Ziel?



1 2 3 4 5 6 7 8

Zeichnungen: Otto Sperling

SCHNIPP-SCHNAPP-PUZZLE

Zeichnungen: Horst Alisch

WANDERPFAD

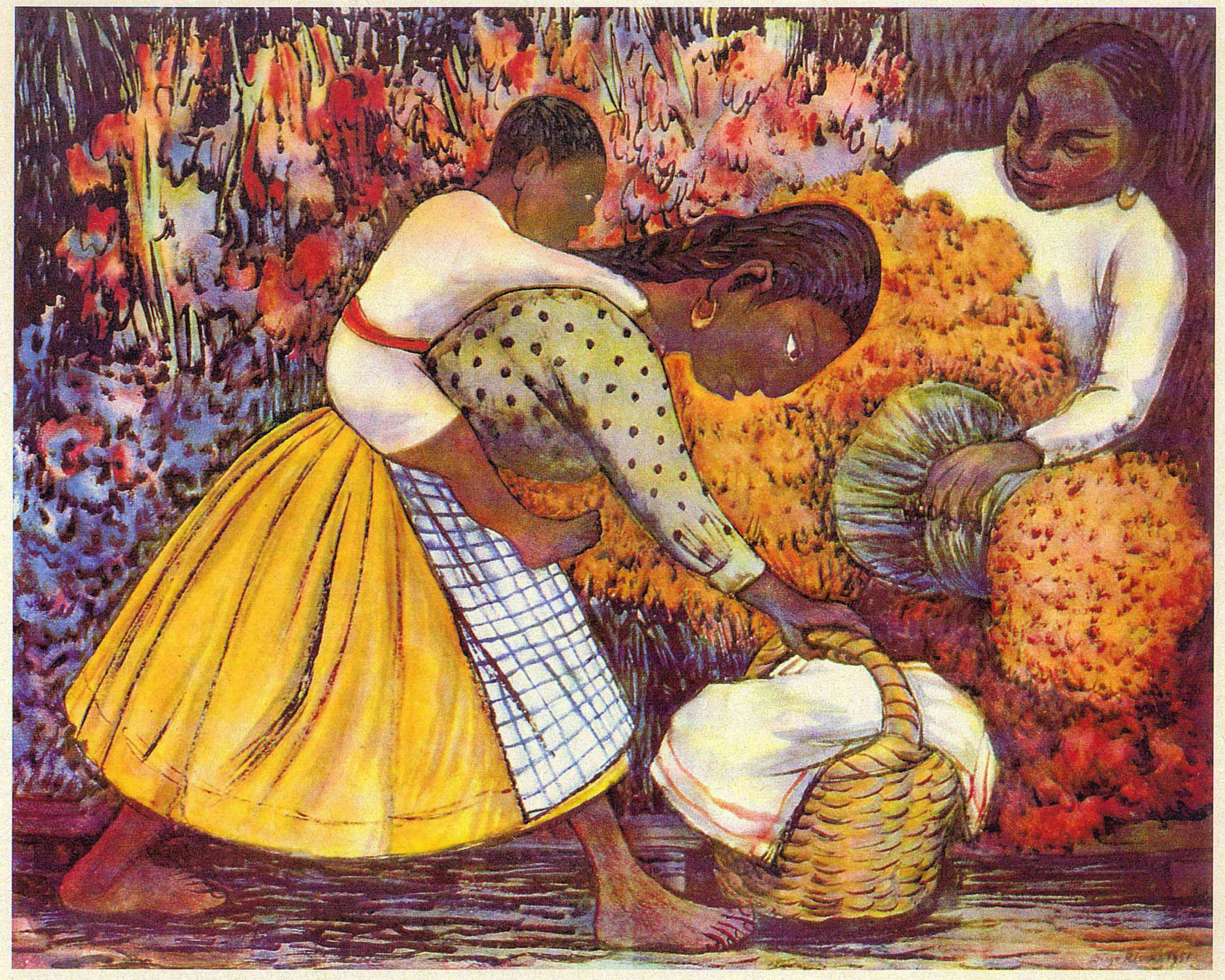
LANGLAUF START



Ein Puzzle-Spaß für lange Weihnachtsferien-Abende erwartet euch auf dieser Seite. Wieder einmal war unser Freund Kundi am Werk und hat mit seiner Schere ein Bild zerschnippelt, das, wenn man es richtig zusammenlegt, noch viel schöner aussieht. Also probiert es. Schneidet die einzelnen Teile sauber aus und legt sie richtig zusammen. Ihr werdet dann viele Kinder entdecken, die die verschiedensten Sportarten betreiben. Und dann beantwortet Kundis Frage: Welche der abgebildeten Sportarten sind als Ausdauertraining besonders gut geeignet!

Eure hoffentlich richtigen Antworten erwarten wir bis zum 31. Januar 1981. Schreibt sie auf eine Postkarte und schickt sie an die Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, PSF 37, Kennwort: Kundi-Puzzle.

Viel Spaß beim Knobeln und einen guten Start ins neue Jahr wünscht
euer Deutsches Hygiene-Museum in der DDR



Diego Rivera (1886–1957), Mexiko, „Blumenhändlerin", 1951, Aquarell
(Nach einem Kunstblatt des VEB Verlag der Kunst Dresden)



JANUAR					
M		5	12	19	26
D		6	13	20	27
M		7	14	21	28
D	1	8	15	22	29
F	2	9	16	23	30
S	3	10	17	24	31
S	4	11	18	25	

FEBRUAR					
M		2	9	16	23
D		3	10	17	24
M		4	11	18	25
D		5	12	19	26
F		6	13	20	27
S		7	14	21	28
S	1	8	15	22	

MÄRZ						
M		2	9	16	23	30
D		3	10	17	24	31
M		4	11	18	25	
D		5	12	19	26	
F		6	13	20	27	
S		7	14	21	28	
S	1	8	15	22	29	

APRIL					
M		6	13	20	27
D		7	14	21	28
M	1	8	15	22	29
D	2	9	16	23	30
F	3	10	17	24	
S	4	11	18	25	
S	5	12	19	26	

MAI					
M		4	11	18	25
D		5	12	19	26
M		6	13	20	27
D		7	14	21	28
F	1	8	15	22	29
S	2	9	16	23	30
S	3	10	17	24	31

JUNI					
M	1	8	15	22	29
D	2	9	16	23	30
M	3	10	17	24	
D	4	11	18	25	
F	5	12	19	26	
S	6	13	20	27	
S	7	14	21	28	

JULI					
M		6	13	20	27
D		7	14	21	28
M	1	8	15	22	29
D	2	9	16	23	30
F	3	10	17	24	31
S	4	11	18	25	
S	5	12	19	26	

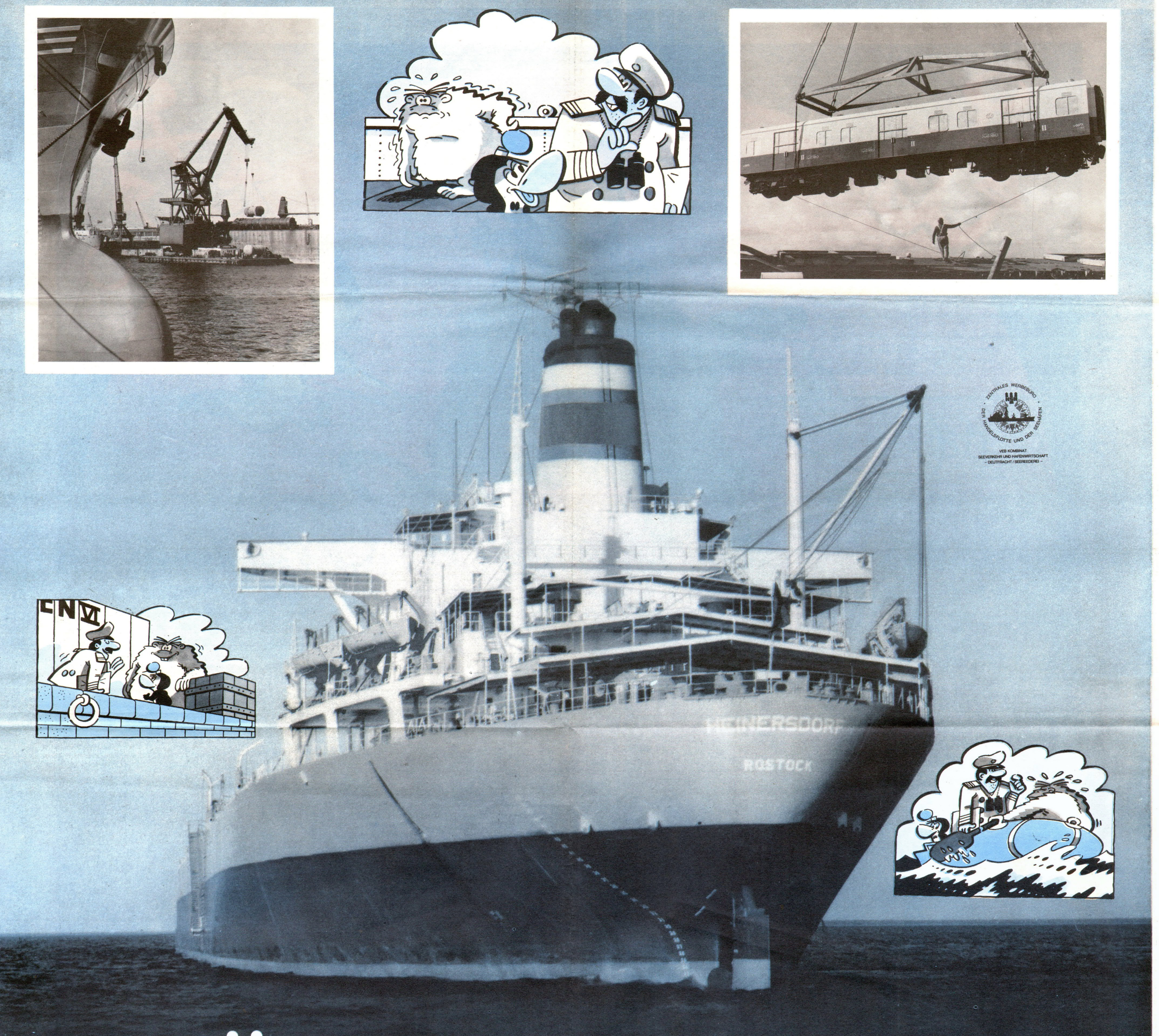
AUGUST						
M		3	10	17	24	31
D		4	11	18	25	
M		5	12	19	26	
D		6	13	20	27	
F		7	14	21	28	
S	1	8	15	22	29	
S	2	9	16	23	30	

SEPTEMBER					
M		7	14	21	28
D	1	8	15	22	29
M	2	9	16	23	30
D	3	10	17	24	
F	4	11	18	25	
S	5	12	19	26	
S	6	13	20	27	

OKTOBER					
M		5	12	19	26
D		6	13	20	27
M		7	14	21	28
D	1	8	15	22	29
F	2	9	16	23	30
S	3	10	17	24	31
S	4	11	18	25	

NOVEMBER						
M		2	9	16	23	30
D		3	10	17	24	
M		4	11	18	25	
D		5	12	19	26	
F		6	13	20	27	
S		7	14	21	28	
S	1	8	15	22	29	

DEZEMBER					
M		7	14	21	28
D	1	8	15	22	29
M	2	9	16	23	30
D	3	10	17	24	31
F	4	11	18	25	
S	5	12	19	26	
S	6	13	20	27	



Eine Überseehafenrundfahrt

Otto und Alwin hatten ihr Schlauchboot einsatzbereit gemacht. Gegen den Hunger nahmen sie Kaltverpflegung mit und für den Wissensdurst den guten alten Kapitän, der sie schon einmal durch ein ganzes Miniheft begleitet hatte.
Alwin ergriff das Ruder, und Otto legte sich kräftig in die Riemen. Der Käpt'n setzte das Fernglas an die Augen und kommandierte: „Drei Strich Backbord – volle Kraft voraus."
Otto schnaufte und schwitzte dicke grüne Kullerschweißperlen. „Maschinen stop!" dröhnte die Stimme des Kapitäns. „Alles klar zum Ankerwerfen!" Mit einem dumpfen „Plumps" legte das Schlauchboot an der Kaimauer an. Die erste Station war erreicht.
„Nun kommt mal mit, ihr Landratten, und macht die Sehrohre seeklar. Hier könnt ihr schauen, was ganze Kerle, aber auch fesche Mädchen, so alles in den dicken Pötten verstauen. Früher arbeiteten hier mal die Schauerleute. Mit viel Kraft und wenig Technik mußten sie die Fracht an Bord bringen. War eine verdammte Knochenarbeit, und Frauensleute hatten da nichts zu suchen. In unserer Zeit ist das ganz anders geworden. Schauerleute in dem Sinne gibt's nicht mehr. Heute heißen sie Facharbeiter für Umschlagprozesse und Lagerwirtschaft und kriegen eine richtige Ausbildung mit auf den Weg. Ist auch nötig, denn im Hafen gibt's modernste Technik. Da brummen die Gabelstapler durchs Gelände, und die Krane packen kräftig an. Da hilft die Datenverarbeitung den Überblick zu behalten, denn jährlich werden hier Tausende Tonnen Güter umgeschlagen. Die Frachtpalette reicht von Getreidesäcken bis hin zu ganzen Güterwagen. Die Hafenarbeiter müssen bannig aufpassen, denn erstens darf nichts kaputtgehen, und zweitens muß alles auf das richtige Schiff. Was denkt ihr denn, wie unsere Handelspartner in einem afrikanischen Land gucken würden, wenn statt der Kühlschränke Heizsonnen ankämen!
Also, eine verantwortungsvolle Aufgabe ist das schon. Und interessant ist es auch. So ein Hafen hat überhaupt eine einmalige Atmosphäre. Da spürt man das Meer, da riecht jeder Pott nach Salzwasser, und da hört man die tollsten Sprachen und Dialekte.
Hier, im VEB Seehafen Rostock, arbeiten mehr als 4 000 Beschäftigte. Irgendwie haben sie alle mit den Schiffen und der Fracht zu tun. Helle Köpfe werden gebraucht, das könnt ihr mir glauben. Die Arbeit soll schnell gehen, denn so ein Schiff, das im Hafen liegt, kostet Geld. Es muß flotte Fahrt machen und die Waren in ihre Bestimmungshäfen transportieren. Dann bringt es Gewinn und somit für unsere Volkswirtschaft einen großen Nutzen.
Also wird hier Tag und Nacht gearbeitet, auch am Wochenende. Dafür gibt's aber einen Haufen Urlaub und freie Tage. Außerdem wird gutes Geld verdient. Und überhaupt ist für die Arbeiter gut gesorgt. Aber das versteht sich ja von selbst."
Otto und Alwin hatten unserem Käpt'n kaum folgen können. Augen und Ohren sperrten sie auf, und vor vielen neuen Eindrücken vergaßen sie sogar ihre Frühstückspause. Gerade, als sie sich Ruhe gönnen wollten, gab der Kapitän ein neues Kommando: „Alle Mann an Bord! Klar zum Ankerlichten. Volle Kraft Steuerbord!"
Otto nahm sich mächtig zusammen, aber an „volle Kraft" war nicht mehr zu denken. So schipperten sie langsam und gediegen den neuen Kurs. Der Kapitän steckte sich eine Pfeife ins Gesicht und schmunzelte in den dicken Rauschebart: „Glaube, die Jungs sind nicht mehr ganz seetüchtig." Nach kurzer Zeit kam der Tanker „Heinersdorf" in Sicht.
Eine Strickleiter fiel über die Reling und hastdu-nicht-gesehen – war der Käpt'n an Bord. Otto und Alwin keuchten hinterher und bekamen gerade noch den Rest der zackigen Meldung mit, die ein Vollmatrose dem Kapitän machte.
„So, ihr Süßwassermatrosen", sagte er zu unseren beiden Freunden, „nu mal klar Schiff zum Rundgang. Schließlich habt ihr mich ja mitgenommen, damit ich euch in Sachen Seeberufe ein bißchen auf die Sprünge helfe.
Vorhin hatte ich euch vom Be- und Entladen erzählt, aber damit fängt ja die Arbeit erst an. Nun müssen tüchtige Kerls ran, die was von Nautik, Maschinen und überhaupt dem ganzen Kahn verstehen. Und das sind auf einem Schiff alle Mann, vom Kapitän bis zum Matrosen. Auch hier war das früher ganz anders. Da ging jeder, dem es in den Kram paßte, auf einen abgetakelten ‚Seelenverkäufer' und schipperte oft jahrelang über die Weltmeere, bis er wieder seinen Heimathafen erreichte. Und so romantisch, wie sich das viele heute vorstellen, war das noch lange nicht. An Bord wurde harte Arbeit verlangt – für wenig Heuer und schlechte Verpflegung, und bei wochenlangen Flauten oder einer steifen Brise um Windstärke 10 war das Seemannsleben auch kein Zuckerschlecken.
Davon spüren unsere Vollmatrosen der Handelsschiffahrt natürlich nichts mehr. Für flotte Fahrt rund um die Uhr sorgen starke Maschinen, da sind gemütliche Kajüten an Bord, hier gibt es Klubräume mit einer Bordbibliothek und bei besonderen Anlässen, wie Geburts- oder Hochzeitstagen, ist sogar mal ein Gespräch mit der Familie über Rügenradio möglich. Aber eins ist klar: Auch hier ist Dienst Dienst! Da müssen ruck-zuck, Befehle ausgeführt werden, und bei dem Kommando ‚Alle Mann an Deck!' heißt es eins-zwei-fix aus der Koje, denn dann werden alle Hände gebraucht. Ansonsten ist der Tag in Wachen eingeteilt, und wer sich aufs Ohr haut, der hat eben keinen Feierabend, sondern Freiwache.
Im Hafen gibt's oft Landurlaub, und im Heimathafen wird dann gründlich frei gemacht. Aber Vollmatrose heißt eben: wochenlang weg von zu Hause. Und das sollte man sich vorher genau überlegen. Mal ganz unter uns gesagt: Von den Männern in ihren blauen Uniformen hat kaum einer seine Berufswahl bedauert. Und wer ordentlich was auf dem Kasten hat, der kann sich natürlich auch in diesem Beruf bis zum Schiffsoffizier qualifizieren.
Jetzt aber los. Wir müssen runter vom Schiff, sonst halten wir noch den ganzen Seeverkehr auf. Habt vielen Dank, Jungs, und allzeit gute Fahrt!"
Unsere drei Freunde schafften es gerade noch rechtzeitig, von Bord zu kommen, denn die „Heinersdorf" hatte bereits alle Leinen los gemacht. Sie sprangen ins Schlauchboot und ruderten zur Kaimauer zurück. Otto war rundherum fertig und geschafft, aber Spaß hatte ihm diese kurze Seehafenrundfahrt doch gemacht.
Unser Kapitän blickte wehmütig der davonfahrenden „Heinersdorf" hinterher, und im stillen dachte er: Wollen doch mal sehen, ob einige von den Lesern Lust bekommen haben, einen Beruf im Überseehafen oder bei der Deutfracht/Seereederei zu erlernen!
Und wer darüber gern mehr wissen möchte, der wendet sich einfach an die nachfolgenden Adressen.

ENTSCHEIDE DICH RECHTZEITIG!

Zentrales Werbebüro
der Handelsflotte
und der Seehäfen
Außenstelle Rostock
2500 Rostock
Haus der Gewerkschaften
PSF 188
Tel.: 38 35 80

Außenstelle Berlin
1071 Berlin
Wichertstraße 47
Tel.: 4 49 78 89

Außenstelle Leipzig
7010 Leipzig
Löhrstraße 15, „Hansahaus"
Tel.: 20 05 02

Außenstelle Erfurt
5010 Erfurt
Kettenstraße 8
Tel.: 2 92 93

VEB KOMBINAT
SEEVERKEHR UND
HAFENWIRTSCHAFT
DEUTFRACHT/SEEREEDEREI

AUFRUF

an alle Freundschaften und Gruppen der Pionierorganisation „Ernst Thälmann“

„FRÖSI“-LESER MACHEN MIT!

Sammelt Schrott und Altpapier. Überbietet euer Gewicht! Helft mit Gewicht, Solidarität zu üben! Weitersagen! „Frösi“-Leser spenden den Erlös ihrer Sammelergebnisse auf das Konto 87 87 beim Postscheckamt Berlin. Kennwort: Schulhefte für Vietnam! Fügt dem ausgefüllten Losbrief eure Spendenmeldung bei. Helft schnell mit, das Schiff mit Schulheften für Vietnam zu beladen! Gratuliert mit eurer Solidaritätstat zum 40. Geburtstag der Pionierorganisation „Ho chi Minh“!

Liebe Jung- und Thälmannpioniere!

Unsere vietnamesischen Freunde, die Mitglieder der Pionierorganisation „Ho chi Minh“, feiern im Mai 1981 den 40. Jahrestag ihrer Organisation. Drei Jahrzehnte war Krieg in ihrem Land. Städte und Dörfer fielen in Schutt und Asche, Felder wurden verwüstet, Wälder entlaubt.

Mit größtem Einsatz sind die Werktätigen der SR Vietnam dabei, die Folgen des grausamen Krieges zu überwinden. Die Pioniere stehen ihnen dabei tapfer zur Seite. Aber solche Wunden heilen nicht in wenigen Jahren. Es mangelt noch am Nötigsten, an Kleidung und Nahrung. Und auch an Schulmaterial, an Heften, Bleistiften. Das aber wird dringend benötigt wie die Schüssel Reis jeden Tag. Denn das Land braucht kluge, wissende Menschen, um den Sozialismus aufzubauen. Dabei wollen wir helfen!

Mit ganzer Kraft und aus vollem Herzen.

Wir rufen die Pioniere unserer Deutschen Demokratischen Republik auf:

Übt Solidarität, helft den Kindern Vietnams. Unter dem Motto „Schulhefte für Vietnam“ wollen wir 3 Millionen Mark sammeln. Alte Schulhefte sollen wir zum Altstoffhandel bringen, damit neues Papier daraus entsteht. Unsere Heftführung soll sauber und gewissenhaft sein, damit keine Seite wertvollen Schreibpapiers verschwendet wird. Eine Schiffsfracht mit Heften und weiteren Schulmaterialien soll unser Geschenk für unsere vietnamesischen Freunde zum 40. Jahrestag ihrer Pionierorganisation sein.

Helft alle mit, unser Schiff zu beladen!

Die Jung- und Thälmannpioniere
der Rosa-Luxemburg-Oberschule Potsdam